

Auslandsdeutsche Volkskunde

Das Spiel vom König und vom Tod

Engel: Hörst zu mit Fleiß und merkest auf,
Neu Zeitung ich euch bringen will
Von einem König reiche,
Der Tod auf einem freien Markt
Dem König tut nachschleichen.

Tod: Glück zu du edler Königsmann,
Neu Botschaft ich dir zeige an,
Der Tod ist schon vorhanden,
An meinen Reihen mußt du gehen,
Er fährt durch alle Lande.

König: Wer bist du denn du kühner Mann,
Daß ich mit dir ja muß davon,
Woher, aus welchem Lande?
Wer ist dein Herr, das zeig mir an,
Sonst bestehst du in Schanden.

Tod: Kennst du mich recht, es wär dir gut,
Ich brich dir deinen stolzen Mut,
Tod heißt man mich mit Namen,
Die jungen und die alten Leut
Tu ich gar wenig schonen!

König: Vom Tod ich oft gehöret hab,
Nach dir ich nicht viel fragen mag,
Pack dich aus meinem Lande!
Sonst wirst du gleich gefangen sein
In Ketten und in Banden.

Engel : Der Tod schoß aus in schneller Eil
Dem König zu mit einem Pfeil.

Lob : Das wirst du bald empfinden,
Du junger, stolzer Königsmann,
Ob du den Tod wirst binden.

Engel : Der König bald entfärbet sich
Und seine Gestalt ward jämmerlich.

König : Gott mög sich wohl erbarmen,
Daß ich so gählich sterben muß,
Du findest ja viel der Armen.

Lob : Der Armen find ich viel zu viel,
Der Reichen ich auch haben will,
Die zieren mir meine Reihen,
Prälaten, Fürsten, Könige groß,
Lun mich alle Zeit erfreuen.

Engel : „Groß ist deine Macht“ der König sprach,
Wie er nun auf dem Bette lag.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

König : Drum gib ich mich gefangen,
Aus meiner Hoffnung will ich noch
Eine Bitt von dir erlangen.

Engel : „Sag an“, gab ihm Bescheid der Tod,
„Was ängstigt dich für große Not?“

König : Zwölf Jahr frist mir mein Leben,
Zehntausend Pfund, das beste Gold,
Will ich dir zu eigen geben.

Lob : Nach deinem Golde frag ich nicht viel,
Du bist jetzt übergeben mir,
Auf diesmal mußt du sterben.
An meinen Reihen mußt du gehen,
Laß andere dich beerben.

König : „Verleth mir nur“, der König sprach,
„Ein halbes Jahr und einen Tag.
Ein Haus will ich noch bauen,

Einen Turm und ein festes Schloß,
Mein Land und Leut beschauen."

Tod: Laß bauen, wer da bauen kann,
Auf diesmal mußt du mit davon.
Schick dich an meine Reihen!
Einen Tanz ich mit dir tanzen will,
Der wird dich wenig freuen.

König: Noch eines bitte ich von dir,
Das wolle nur gewähren mir.
Laß mich nur länger leben,
Ein armer Bettler will ich sein,
Dazu meine Kron dir geben.

Tod: Herr König, das sind unnütz Wort,
Schick dich nur bald, wir müssen fort,
Die Zeit vergeht mit Schaden.
An meinen Reihen muß ich noch
Viel tausend Menschen laden.

König: „Nicht eil, nicht eil“, der König sprach,
„Verleih mir nur noch einen Tag.
Ein Testament will ich bestellen,
Mein Silber, Gold und Edelstein
Ordnen nach meinem Willen“.

Tod: Der Tod, der sprach: „Das kann nicht sein,
Darum ergib dich willig drein,
Daß wir jetzt auf die Straßen,
Dein Silber, Gold und Edelstein
Mußt du der Welt nun lassen.“

König: Hilft kein Bitten, hilft kein Flehn?

Tod: Flehn und Bitten helfen nicht.

König: Soll ich keinen Tag mehr sehn?

Tod: Keinen, du mußt vor's Gericht.

König: Ich bitt um eine Stunde Frist.

Tob : Du bittest, was bei mir nicht ist.

König : Nur Geduld, drei Wort zu warten.

Tob : Keine wächst in meinem Garten.

Engel : Der König streckt bald seine Füß,
Sein stolzer Leib sich ganz entließ,
Sein Mund tat ihm erbleichen.
Der Würger würgt ohne Unterlaß
Die Armen wie die Reichen.
Der Tob kommt oft zu solcher Zeit,
Wenn man gedenkt, er sei noch weit,
Er tut sein Pfeil ausschließen.
Darum erwart ihn jeder Zeit
Wirßt Seligkeit genießen.

Chor : Dein ist die Kron, o Herr der Welt,
Der alles kann und uns erhält !
Was ist der Mensch ? er ist nur Staub
Und schnell des Todes sicher Raub !

Kein Stolz bezeichne unseren Stand, Cluj
Er ist fürwahr nur eitler Tand,
O Herr, führ uns auf deiner Bahn,
Und nimm uns einst in Gnaden an !

*

Das vorstehende Spiel vom König und dem Tob hat sich in einigen Gegenden Siebenbürgens bis auf die jüngste Zeit lebendig erhalten, und wird hauptsächlich in der letzten Woche vor dem Advent oder nach Neujahr in der Woche, wenn das Evangelium von der Hochzeit zu Cana gelesen wird, zur Aufführung gebracht. Es dient auch als Festspiel bei Hochzeiten, um vielleicht durch den ernststen Gedanken das bei solchem Anlaß überschäumende Maß der Lustigkeit zu dämpfen. In einigen Dörfern, z. B. in der Umgebung von Mediasch, wird noch das ganze Lied bei solchen Gelegenheiten gespielt, in anderen Teilen des Sachsenlandes ist es nur teilweise bekannt. In früheren Zeiten mag es wahrscheinlich wegen seines pädagogischen Charakters auch als Schuldrama verwendet worden sein.

Die übliche Darstellung des Spieles geht folgendermaßen vor sich : Ein Engel tritt auf, er trägt ein weißes Stäbchen in der Hand und verkündigt, daß das Spiel vom König und vom Tob beginnen werde. Nun erscheint der König, kenntlich an Krone und Scepter, ihm folgen seine Räte, sein Schatzmeister, der einen Beutel in der

Hand hat, seine Ritter und Soldaten; der König setzt sich auf den Thron, ihn umgeben seine Ratgeber und der Schatzmeister; die Ritter stellen sich zu beiden Seiten der Bühne, die Soldaten im Hintergrunde auf. Hierauf kommt der Tod herangeschlichen; er hat entweder einen schwarzen Mantel oder ein weißes Leichentuch um die Schultern geworfen und eine Sense oder einen Bogen und Pfeile in der Hand.

Wir besitzen also in dem „Spiel vom König und vom Tod“ ein Beispiel für einen dramatischen Totentanz, freilich in einer von der gewöhnlichen Weise ziemlich abweichenden Gestalt. Was dieses Spiel von den erhaltenen spärlichen poetischen Resten und der bildlichen Darstellung des Totentanzes am schärfsten unterscheidet, ist, daß wir hier keinen Rehtentanz antreffen; der Tod begnügt sich damit, daß er nur *einen* Menschen, den König, zwingt, in seine Schar zu treten, während er sonst immer 24 Personen, vom Höchsten bis zum Niedersten, seine Macht fühlen läßt. Der Tanz mit dem Tode wird außerdem nicht in einer kurzen Wechselrede abgetan, der König setzt vielmehr seinem Gegner Widerstand entgegen, er sucht Ausflüchte und verlegt sich schließlich aufs Bitten, muß aber der Allgewalt des Todes weichen.

Für das hohe Alter der Dichtung sprechen innere Gründe, nämlich die Art, wie der Tod dargestellt ist. Vor dem 14. Jahrhundert führt ihn der Dichter als ersten Boten ein, der mit seinem Stabe diejenigen berührt, die ihm folgen müssen, er leitet sie auf einer ebenen Straße; er ist ein Ackersmann, der pflügt, ein Gärtner, der Blumen bricht, ein kriegerischer König, der auf der Walfstatt seine Mannen, die Sterbenden, sammelt, ein Richter, der über die Menschen Urteil spricht. Der Tod kommt auch als Krieger mit Schwert und Speer und kämpft mit seinem Opfer, er tritt als Jäger mit Pfeil und Bogen auf und stellt Fallen, oder er wirft als Fischer nach dem Menschen sein Netz aus. Schon die hl. Schrift vergleicht die Hinfälligkeit des Lebens mit dem Gras und Heu, und da ergab sich auch das Bild von dem Schnitter, der die Menschen wie die Halme des Feldes abmäht. So kommt der Tod zu dem Attribute der Sense und der Sichel. Im Verlaufe des 14. Jahrhunderts ändert sich die Darstellung, das Großartige, das Gewaltige verschwindet vollständig; hie und da wird das Sterben noch mit Reichthören, Segen und Ablass verglichen, häufiger begegnet uns der Tod als Schachspieler, der seinem Partner das Spiel abgewinnt, gewöhnlich wird er als Tänzer eingeführt, der den Menschen zum Tanze aufspielt und sie zwingt, seine Sprünge nachzumachen.

Unsere Dichtung zeigt nun offenbar, wenigstens teilweise die ältere Auffassung. Wenn der Tod zum König sagt:

„An meinen Reihen mußt du gehen“

und später

„Einen Tanz ich mit dir tanzen will,
Der wird dich wenig freuen“

so ist weder von einem Mitgehen noch von den den tanzenden Tod gewöhnlich begleitenden Musikinstrumenten: Fiedel, Trommel oder Pfeife die Rede, sondern der König wird von dem Todespfeil getroffen.

„Der Tod schoß aus in schneller Eil
Dem König zu mit einem Pfeil.“

Auch die alte Vorstellung, sich den Tod als Boten zu denken, der die ihm Verfallenen auf seiner Straße dahinführt, treffen wir an:

„Das kann nicht sein,
Darum ergib dich willig drein,
Daß wir jetzt auf die Straßen.“

desgleichen eine Anspielung auf seine alte Benennung Streckfuß, die er davon führt, weil er den Sterbenden die Glieder streckt.

„Der König streckt bald seine Füß,
Sein stolzer Leib sich ganz entließ.“

Diese starken Anklänge an die ältere dichterische Darstellung des Todes machen es mehr als wahrscheinlich, daß die ursprüngliche Abfassung des Spieles höchstens dem 15. Jahrhunderte angehören kann, jedenfalls muß sie vor den Beginn der Reformation fallen.

Der Engel, der das Spiel einleitet, erinnert an den Mönch, der bei den gemalten Totentanzbildern häufig voransteht und die Beschauer auf den Ernst der folgenden Bilder aufmerksam macht. Er ist übrigens auch aus anderen geistlichen dramatischen Darstellungen, aus Krippenspielen und Passionspielen bekannt.

Die Aufgaben grenz- und auslanddeutscher Volkskunde

von Dr. Emil Lehmann, Turn - Teplitz (Böhmen)

Bei der umfassenden Neueinstellung der deutschen Wissenschaft und Bildung, die vom Standpunkt der Grenz- und Auslandsdeutschen zu erstreben ist, muß zweierlei unterschieden werden. Es handelt sich einmal darum, das Deutschtum außerhalb des Mutterlandes selbst zum Gegenstand der Forschung und Kenntnis zu machen. Und es kommt ferner darauf an, mit den Problemen, die sich vom deutschen Außenkreis her ergeben, mit den besonderen Blickpunkten und Bedürfnissen auch das Ganze des deutschen Geisteslebens zu durchdringen.

So ist es auch bei den Forschungszweigen, die sich mit dem Deutschtum selbst beschäftigen, mit der Deutschkunde und mit der deutschen Volkskunde.

Daß zur Deutschkunde auch das Grenz- und Auslandsdeutschtum gehört, ist gewiß selbstverständlich; aber doch ließen sich genug einschlägige Werke nennen, die immer wieder nur das Deutschtum im Deutschen Reiche behandeln oder, in neuester Zeit, allenfals auch noch das von Österreich. Wir haben selbst Werke der deutschen Volkskunde, die neben dem Deutschtum im Reich zwar die nichtdeutschen Bestandteile daj selbst einbeziehen, das Deutschtum vor den Toren aber ausschließen oder höchstens anhangsweise streifen. Es ist eben der bekannte Standpunkt, der das Deutschtum nur

im Staate und vom Staate her sah und auf dem Gebiete der Volksforschung zu den schärfsten Überschneidungen gekommen ist.

Nun liegt die Sache bezüglich des Volkslebens der Grenzdeutschen etwa so, wie sie sich auch bei einer Wanderung über das Reichsgebiet herüber darstellt. Kommt der Deutsche aus dem Reich zum Beispiel über das Erzgebirge nach Böhmen herein, in ein Gebiet, das ja den Mittelpunkt des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes besonders nahe liegt, so wird ihm da in den Äußerungen des Volkstums mancherlei auffallen. Er sieht Menschen derselben Art wie jenseits der Grenze, die in Häusern der gleichen Grundform wohnen und ähnlich reden und sich ähnlich gebärden. Und doch ist es nicht dasselbe, die Hausformen des Fachwerkhäuses werden ärmer und einfacher, sie werden altertümlicher; die Mundart nimmt einen etwas anderen Klang an, es dringen Wörter und Wendungen an sein Ohr, die man jetzt in seiner Umgebung nicht mehr hört, die er aber von den Eltern und Großeltern her in Erinnerung hat. Es kann ihm beim Brauchtum, bei Werken der Volkskunst ähnlich ergehen, er kann feststellen, daß Sage und Märchen und Volksglaube noch tiefer wurzeln als bei ihm zuhause und dergleichen mehr. Ein Betrachter ohne volkswissenschaftliche Einstellung kann leicht zur Meinung kommen, das sei alles nicht weiter bemerkenswert. Der Volkswissenschaftler dagegen wird sich mit besonderer Vorliebe in die Erscheinungen vertiefen, die als Vorstufen seiner heimischen Gegebenheiten deren Entwicklung erhellen.

Neben dieser Richtung, die im Sinne einer Verarmung und eines entwicklungs-geschichtlichen Zurückgreifens liegt, können alle anderen Unterschiede, wenn sie nicht aufmerksam beachtet werden, als fremdartig beurteilt werden; fremdartig aber gilt dann, und da liegt dann eine Voreiligkeit, ein Vorurteil, vielfach ohne weiteres als fremdvölkisch, als undeutsch. Man ist, beim Vorstoßen an die Sprachgrenze geneigt, alle diese Erscheinungen ohne weiteres als ein Herüberwirken des fremden Nachbarvolkstums anzusehen. Der Binnendeutsche findet von dieser Betrachtungsweise aus das Grenzdeutschtum leicht als nicht mehr vollgiltig. Dazu kommt noch, daß ja auch wirklich Beeinflussungen durch das Nachbarvolk vorkommen, es kommt weiter hinzu, daß beim Überschreiten der Volksgrenze auch das angrenzende Volkstum zunächst mit vielerlei Ungleichungs- und Übergangsformen auftritt, die der ungeschulte Beobachter für die typischen Formen des anderen Volkes zu halten geneigt ist, so daß er, rückblickend, im Grenzgebiet des eigenen Volkes viel mehr Fremdvölkisches annimmt als der Wirklichkeit entspricht.

Es handelt sich also darum, diese verschiedenen Gruppen von Äußerungen des Volkslebens sorgsam zu sondern: 1. Die Grenzformen des deutschen Volkstums, 2. die Übergangsformen zum fremden Volk, 3. die Übergangsformen des Nachbarvolkes selbst und 4. dessen eigentliche Grund- und Hauptformen. Das sind Dinge, die nicht nur für den Wissenschaftler, sondern für jeden Wanderer, also auch in allen Reisehandbüchern auseinander gestellt werden sollten, wenn man Fehltritte über die Grenzstämme des eigenen Volkes vermeiden will.

Vielleicht sieht man die Sache in Sprachinseln, die rings von fremdem Volkstum umgeben sind, noch viel deutlicher. Hier bedeutet die allseitige Abgetrenntheit vom eigenen Volk eine Verschärfung der Lage, hier ist die Gefahr der Verarmung des

nationalen Volkslebens besonders groß. Ich habe früher einmal in einem kleinen Büchlein „Deutsches Volkstum auf Vorposten“, auf Anregung von Dr. Walter Hofftaetter unsere östlichen Sprachinseln daraufhin angesehen und feststellen müssen, wie weit die Vereinzeling zur Verarmung führen kann: da gibt es, zumal unter den kleinen Sprachinseln solche, denen nicht nur bald dieses, bald jenes Stück des Volkserbes fehlt, z. B. das Volkslied, die Volksfage, eine deutsche Hausform usw., sondern auch solche, die nur noch eine ungepflegte, verwilderte, von Fremdwörtern durchsetzte Mundart sprechen und in denen auch schon das Volksbewußtsein fast oder ganz erloschen ist: also alle möglichen Annäherungen zum völligen Untergang als Volkstumszweige. Andererseits aber kommen auch wieder Fälle vor, wo gewisse Volkstumsäußerungen eine übermäßige Ausbildung und Bedeutung erhalten, wenn z. B. die Volkstracht zum völkischen Unterscheidungszeichen wird, wie etwa in der Iglauer Sprachinsel. Das ist übrigens schon kein ganz einfacher Fall. Wenn in einer Sprachinsel aus dem Volksliedschatz nur gewisse Gattungen erhalten sind, so werden sie natürlich besonders gepflegt - Erscheinungen, die ja auch im Binnenland vorkommen. Es kann also schon mit der Verarmung zusammenhängen, daß gewisse Formen eine größere Rolle spielen, es können bestimmte Volkstumsformen sozusagen für andere mit eintreten, endlich kann noch die bewußte Pflege zu einer verstärkten Ausbildung führen. Man kommt sehr rasch zu dem Eindruck, daß es besondere Gesetzmäßigkeiten des Sprachinsel- und Grenzlandlebens gibt. Eine Sprachinselkunde, wie sie schon früher gefordert wurde, hat durch Viktor Kauder kürzlich eine erste Bearbeitung erhalten (in den Deutschen Blättern aus Polen). Diese Gesetzmäßigkeit der Grenzland- und Sprachinselentfaltung zu studieren, muß unserer Wissenschaft ebenso wichtig sein, als die Erforschung von Lebenserscheinungen, die mit den entscheidenden Fragen unseres Volksdaseins viel weniger Berührung haben.

Wir müssen also für das volkswissenschaftliche Studium der Außengebiete folgendes auseinander halten: Erscheinungen, die als Verarmung anzusprechen sind und davon herrühren, daß der lebendige Zusammenhang mit dem eigenen Volk teilweise oder ganz unterbrochen ist. Dabei ist zu beobachten, welche Gebiete der Volkseinfaltung eine solche Isolierung länger vertragen und welche darüber rascher hinschwinden. Es sind ferner Erscheinungen zu beobachten, die sich aus einer Verschiebung innerhalb des Gesamtgefüges der Volkstumsentfaltung darstellen, so daß also manche Einzelheiten breiter hervortreten oder auch für andere mit eintreten. Endlich können auch ausgesprochene Neubildungen vorkommen, entweder solche, wie sie auch im Binnendeutschtum bei jedem Namen und Schlag entstehen können, oder auch solche, die sich gerade aus der Grenzland- oder Sprachinsellage ergeben. In dieser Hinsicht hat man bezüglich der Mundart schon auf solche Verschärfungen und andere Sprachgrenzerscheinungen, die neben den Verarmungen und Erstarrungen festzustellen sind, hingewiesen. Erst zuletzt sind dann die Beeinflussungen durch das Nachbarvolkstum zu beachten, bei dem aber die Übergangsformen, die Grenzlandformen des anwohnenden Volkes, von dessen Binnenlandformen zu unterscheiden sind.

Vom Standpunkt entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung sind zu sondern: zurückgebliebene Formen der Grenz- und Auslandgebiete, solche, die entwicklungsgeschichtlich

etwa auf gleicher Höhe stehen wie die Binnenvolksformen, die zum Vergleich herangezogen werden, und Formen, die geradezu als vorgeschritten zu bezeichnen sind. Es ist nämlich durchaus nicht so, daß nur im Binnenland fortgeschrittenere Formen vorgefunden werden können, vielmehr treibt gerade der erschwerte Lebenskampf vielfach die Grenzgebiete in der Lebensentwicklung voraus. Das Lebensgefühl bezieht sich hier, falls nicht eine Erschlaffung und Übermüdung eingetreten ist, viel stärker auf das Ganze der Volksentfaltung als im Binnengebiet - das ist selbst schon ein Entwicklungsvorsprung. Im Verlauf unserer Volksgeschichte sind zahlreich genug entscheidende Anregungen von den Grenzlanden ausgegangen und haben von da aus das Volksganze durchdrungen.

Wenn es in unseren Tagen zu einer planmäßigen Neuaufnahme der volkswissenschaftlichen Erforschung unseres Gesamtgebietes kommt, so sind sonach die Dinge nicht einseitig vom binnendeutschen Standpunkt zu betrachten und zu regeln, sondern ebenso auch vom Standpunkt der Grenz- und Auslandsdeutschen. Zu diesem Standpunkt gehört auch die Einstellung auf die Gesamterfassung der Stämme und des Volkes. Man kann Volkskunde nämlich nach zwei Hauptrichtungen betreiben. Man kann der Erforschung volkswissenschaftlicher Teilfragen nachgehen und das Studium dann jeweils in dem Stammesgebiet betreiben, indem sich die bezeichnenden Formen vorfinden. Man nimmt dann den betreffenden Zweig unseres Volkes einfach als Forschungsraum und braucht sich, wenn man daselbst Hausbau-, Trachten- oder Märchenstudien betreibt, für dessen Gesamterscheinung noch lange nicht zu interessieren. Solche Teilforschungen sind natürlich durchaus nötig, sie sind für die Wissenschaft unentbehrlich. Man kann aber auch der Gesamterscheinung unserer einzelnen Deutschumszweige seine Aufmerksamkeit zuwenden, beziehungsweise einem einzelnen Zweig und der Erfassung seiner Eigenart, dem Verständnis seiner Lebensentfaltung, der Erforschung der Gesetzmäßigkeit, die dem allen zugrunde liegt, seine Bemühungen widmen. Es ist klar, daß die Grenz- oder Auslandsfrage, die beständig zum Vergleiche des Deutschtums mit dem Nachbarvolkstum herausfordert, dieser zweiten Betrachtungsweise geneigt ist, durch die wir einer Gesamterfassung unseres Volkes im ganzen und in allen seinen Gliederungen und damit eines wesentlichen Stückes der Selbsterfassung zustreben.

Rechtsordnung und Rechtsbrauch unter den Siebenbürger Sachsen

von D. Dr. Adolf Schullerus - Hermannstadt

1. Die Verwaltung.

Seit der Auflösung des sächsischen „Municipiums“, der Jahrhunderte alten Verwaltungs- und Gerichtseinheit des siebenbürgisch-sächsischen Volkes (1876), ist das Gebiet der Sachsen in die staatlichen Verwaltungs- und Gerichtsbezirke aufgeteilt und

ihre Rechtsordnung völlig den allgemeinen staatlichen Gesetzen eingefügt, erst den ungarischen, sodann nach dem Übergang Siebenbürgens in den rumänischen Staatsverband den jene allmählich ersetzenden, vereinheitlichenden Gesetzen des neuen Königreichs Rumänien. Unter der Hülle dieser staatlichen Rechtsordnung lebt aber im Volksbewußtsein noch das Bild der alten Selbstverwaltung, nach dem auch die Ämter und Befugnisse der neuen Ordnung gedeutet werden. Andererseits hat das Bedürfnis nach einer rein völkischen Rechtsordnung zu einer in sich gegliederten Einheitsform geführt, die zunächst der völkischen Verteidigung nach außen zu dienen, dann aber, den kirchlichen Verband ergänzend, das gesamte innere Volksleben zu ordnen bestimmt ist.

Die Hauptmasse des sächsischen Volkes befindet sich in den Gespanschaften (Zudegen) Groß- und Kleinkokeln, Hermannstadt, Kronstadt, Bistritz, einzelne Gemeinden in Unterweissenburg, Oberhellen und Mireşch-Lorenburg. Die Gespanschaften zerfallen in Stuhlrichterbezirke, denen eine größere oder geringere (20-30) Zahl von Gemeinden zugewiesen sind. Gemäß dem bis zum Weltkrieg gültigen beschränkten Wahlrecht war es den Sachsen möglich, nicht nur als die Begüterten in den Stadt- und Gemeindevertretungen, sowie in der Verwaltungsvertretung der Gespanschaft den größten Teil der für die Höchstbesteuerten vorbehaltenen Hälfte der Sitze einzunehmen, sondern auch die Mehrzahl der durch Wahl zu besetzenden für sich festzuhalten. Die Folge war, daß in den Städten und auch - trotz des hier geltenden allgemeinen Wahlrechtes - in den von ihnen bewohnten Dörfern das Gemeindeamt zumeist völlig in ihren Händen war, und daß auch auf die Wahl oder Ernennung der Beamten des Bezirkes (Oberstuhlrichter), sowie der Gespanschaft (Untergespan usw.) - der Obergespan (Präfekt) wird vom König ernannt - entscheidender Einfluß geübt wurde.

Die Gemeindeverwaltung wird durch die Stadt- (auf dem Lande Gemeinde-) vertretung („Kommunität“) und den Magistrat (auf dem Lande das „Ortsamt“, *d e t A m t*) ausgeübt. Der Kommunität obliegt außer der Wahl des Magistrates (des *A m t e s*) die Verfügung über das Vermögen der Gemeinde, sowie Schaffung von Gemeindeordnungen usw. Die eigentliche Verwaltung liegt in den Händen des Magistrates (*A m t e s*), dem in den Städten der Bürgermeister, die Magistratsräte (Senatoren), ferner der Stadtschreiber (Notär), Waisenvater, Stadtarzt, Kassier, Wirtschaftler, Feldprovvisor usw., auf dem Lande der Dorfrichter (*H a n n, G r e f*), Kleinrichter (*G l o ß e n h a n n*), die Geschworenen usw. angehören. In Rechtsfragen entscheidet im Streit um kleinere Werte das Gemeindegerecht, für größere Werte geht der Rechtszug vom Bezirksgericht (für Verbrechen vom Gerichtshof) zur königl. Tafel und zur königl. Kurie (Kassationshof). In den Gesichtskreis der sächsischen Bevölkerung tritt von den Richtern dieser Behörden zumeist nur der Bezirksrichter, der, wenn auch ernannt, noch vielfach dem eigenen Volkstum angehört.

Unter dieser allgemein staatlichen, daher durchaus noch nicht volkstümlich gewordenen Verwaltungs- und Gerichtsordnung schimmert noch deutlich die - mit einigen Unterbrechungen - bis 1876 geltende eigene Volksverfassung durch, die auch den neugeschaffenen Ämtern die eigene Farbe und den alten Gefühlsinhalt gibt, und hinter dieser Verfassung erst recht Rechtszustände und Rechtsanschauungen, die in einzel-

nen Zügen noch das Erbe uralter Vergangenheit festhalten. Am meisten und deutlichsten zeigt sich das in der Rechtsordnung der Dorfgemeinden, auf die erst im Laufe der Jahrhunderte das Rechtsgut der Städte übergegangen und erstarrt ist.

Die vor der Auflösung des „Munizipiums“ bestandene Selbstverwaltung des sächsischen Volkes geht in ihrer letzten, zusammenfassenden Form auf die vom Wiener Hof 1795 und 1805 erlassenen „Regulativpunkte“ zurück. Kennzeichnend für sie war die beibehaltene Verbindung von Verwaltung und Gericht, im Einzelnen die Erweiterung des Wirkungskreises und Stärkung der Unabhängigkeit der „Kommunität“ gegenüber den Magistraten, wozu noch die besondere Ausgestaltung des Amtes des Vorstehers der Kommunität (amtlich Gemeinde-Vormund, in den Städten Drator, auf dem Lande Wortmann genannt) kam. Der Magistrat (auf dem Dorfe das „Am“) bestand in den Städten vornehmlich aus den „ersten Beamten“, dem Bürgermeister, Königsrichter, Stuhlrichter, auf dem Lande gehörte dazu der H a n n, der Wortmann und die Geschworenen, denen die besonderen Verwaltungsaufgaben zugewiesen waren. Da Verwaltung und Gerichtsbarkeit sich von den Städten auch auf den dazu gehörigen Landbezirk (Stuhl, Distrikt) erstreckte, erfolgte die Wahl der Magistratsbeamten durch die Stadtkommunität mit Zuziehung von Vertretern des Landbezirks. Seit 1876 wurden die Städte mit „geregeltem Magistrat“ eingerichtet, der Landbezirk abgetrennt, so daß der „Stuhlrichter“ als Oberbeamter des Landbezirktes nun aus dem Stadtmagistrat ausschied.

Auf dem Land teilten sich H a n n und Wortmann in der Weise in die Gewalt, daß der Hann, als der eigentliche Vorstand und Richter der Gemeinde, der gefürchtete und hochangesehene Machthaber der Gemeinde war, der das Zeichen seiner Würde, den Hannenstock, unbarmherzig auf Widerspenstige niedersaufen ließ, während der Wortmann der Anwalt der Bedürfnisse und Wünsche der Gemeinde, vor Allem der Kommunität („Altschafft“) war. Ihnen wie auch allen den Geschworenen gebührt noch heute die aus der Stadt überkommene Ehrenanrede E r w e i s t (Eure Weisheit), dem Hannen die besondere Hervorhebung als der H ä r r der H a n n. Zu den besondern, gefürchteten Obliegenheiten des Hannen gehörte in der Zeit vor der allgemeinen Wehrpflicht das „Einfangen“ der dem Dorf in bestimmter Zahl vorgeschriebenen Soldaten. Wenn es den „Werbern“ nicht gelang, in Tanz (W ä r b u n g k) und Trunk und mit Vorspiegelung lustigen Soldatenlebens die nötige Anzahl von Burschen zum „Handschlag“ zu verlocken, mußte der Hann unter den für das Dorf am wenigsten Tauglichen die Auswahl treffen. Wen er mit dem versteckt mitgeführten Seil einsing oder auch nur mit dem Hannenstock berührte, mußte sich willig ergeben. Nur Pfarrersknechte waren davon befreit und sicher. Im Bewußtsein des Volkes hat der Hann eine „größere Macht“ als selbst der Stuhlrichter. In Eibesdorf entrichtete er keinen Zehnten, erhielt doppeltes Holzloos und durfte sein Vieh auch im Verbot weiden. Der Hann gab den Geschworenen jährlich d e t H a n n e m o l, der Wortmann ein Mahl der Kommunität. (Die Kosten trug die Gemeindekassa. Wolken Dorf i. B.)

Die Verwaltungseinheit der Sachsen zerfiel in die 10 Stühle: Broos, Mühlbach, Neufmarkt, Hermannstadt, Leschkirch, Schenk, Reys, Schäßburg, Mediaisch, Schelk und in die beiden Distrikte Kronstadt und Bistritz. Die Bewohner der Gebiete um

Sächsisch = Reen sowie zwischen den Rokeln gehörten nicht zum Sachsenland, sondern standen unter Verwaltung und Gericht der ungarischen Komitate.

Die sächsischen „Stühle“ sind seit dem 13. Jahrhundert bezeugt, die zwei Stühle Mediasch und Schelk erst beträchtlich später. Wie die Siebenzahl der ältesten Stühle als „Siebenrichter“ mit der tatsächlichen Anzahl von acht Stühlen zusammenstimmt, ob nach der Anschauung G. E. Müllers der Hermannstädter Stuhl als der Vorort nicht mitgezählt wurde oder nachträglich erst ein achter hinzugekommen war, ist nicht aufgeklärt. Der Name „Stuhl“ ist von ung. szek als „Gerichtsstuhl“, „Gerichtsbezirk“ abzuleiten, so daß wohl anzunehmen ist, daß sich die ersten Stühle mit den ältesten Siedlungsgebieten (comitatus), die durch den Andreanischen Freibrief (1224) aufgehoben und zu einem, dem Hermannstädter Gerichtsgebiet vereinigt werden sollten, gedeckt haben. Im 14. Jahrhundert (zu Ende der 30er Jahre) erhielten die einzelnen Stühle, nachdem vorher tatsächlich der Hermannstädter Königsrichter auch über sie das Gericht gehalten hatte, ihre eigenen Königsrichter.

„Bürgermeister“, ff. Borjermister bedeutet nicht „Meister der Stadtbürger“, sondern „Meister der Bürger“, der „Geschworenen“, deren Jüngste, die Jüngst-Bürger, oder auch nur „Bürger“, Borjer, genannt, in den Versammlungen Ordnung zu halten, Botendienste zu tun hatten, auf dem Land deshalb gegenwärtig zum „Hannendiener“ herabgesunken sind. Der Stellvertreter des Hannen, auch „Kleinrichter“, führt den Namen Gloßenhann; der Name bezeichnet ursprünglich vielleicht wie das ung. szolgabiro den „Richter der Hörigen, Diener“ (mhd. lazze, vgl. den letus in der leg salica), und ist deshalb wohl aus den Siedlungen der untertänigen Sachsen (vom Komitatsboden) herübergenommen worden. Der Name des Dorfrichters selbst, Hann, ist aus der altgermanischen Verwaltung ererbt, wo die Hundertschaft (ahd. huntari, mhd. zent, nach lat. centina) der eigentliche Verwaltungsbezirk und der Hunne - so auch an der Mosel und in der Eifel - der Vorsteher dieser Hundertschaft war.

In Siebenbürgen wechselt die Bezeichnung Hann (ahd. hunto, hunno „Hundertmann“ mhd. hunde, hunne) und Gref (ahd. graveo, mhd. greve, grebe), jene in den südsiebenbürgischen Dörfern, diese im Nösnerland verbreitet. Doch kommt als Familienname Gref auch in Südsiebenbürgen vor, auch in der Zusammensetzung Muergref „Vorsteher der Schafsgesellschaft“ (Zendrisch; wohl zuerst „Rohherdengenossenschaft“ zu mhd. mari, mitteld. mar „Pferd“, sodann „Herdenossenenschaft“ überhaupt). Im Stammlande gehört Gref dem hessischen, Hunne dem moselländischen Gebiet an. Ursprünglich war Hunne der vom Volk erwählte Vorsteher der Hundertschaft, Gref (comes) der die königliche Gewalt vertretende und vom König ernannte Richter und Verwaltungsbeamte. Auch die Benennung der Zehntschaft als Unterabteilung dieser Hundertschaft, und des „Zehntmannes“ (nach mhd. zent gedeutet), als des Vorstehers dieser Unterabteilung, entstammt noch dieser Urzeit, wie es auch nicht ausgeschlossen ist, daß die seit dem 15. Jahrhundert auftauchende Bezeichnung des „äußeren Rates“, der „Kommunität“, als „Hundertschaft“, ihrer Mitglieder als „Hundertmänner“, ein Wiederaufleben dieser in Erinnerung gehaltenen uralten Einrichtung sein könnte. Der Familienname Schöpp in Alzen (1602 Schöbb, Rbl. 6, 40; wie auch der Gassenname in Eibesdorf Schöppengasse, (gedeutet als „Hauptgasse“,

„Gasse, in der die Herrenfamilien wohnen“) hält eine niederdeutsche Benennung des „Gerichtsbeisitzers“, „Geschworenen“ (mhd. scheffe, schepfe) fest.

Die auf Grund des Andreanischen Freibriefes zusammengeschlossenen sächsischen Siedlungen, deren „Freiheiten“ im Laufe der Zeit auch auf die 2 Stühle (Mediasch und Schelk) und die Bezirke Bistritz und Kronstadt übertragen wurden, bildeten die „Sächsische Nation“, deren Vertretung die von den einzelnen Stühlen und Distrikten beschickte „Nationsuniversität in Hermannstadt“ war. In der Nationsuniversität nehmen die „Sieben Richter“, die Vertreter der ehemaligen 7 (8) Stühle wegen des nur diesen zugehörigen großen Waldbesizes in den Südkarpathen, eine besondere Stellung ein. In ihrer Jahresversammlung (Conflux), zumeist zu Beginn der Adventszeit (Katharinakonflux) stellte sie die oberste Verwaltungsbehörde und zugleich das Berufungsgericht für gerichtliche Entscheidungen der Stuhlsgerichte dar. An ihrer Spitze stand der Hermannstädter Bürgermeister, seit der Regulation (1795) der zu Zeiten frei gewählte Comes (Graf) der Sächsischen Nation. Seit der Auflösung des Sächsischen Munizipiums ist der „Sächsischen Nationsuniversität“ nur noch die Verwaltung des Vermögens der Sächsischen Nation zugewiesen, das zu Bildungszwecken, vornehmlich zu Zwecken der Unterstützung von Schulen auf dem Königsboden, verwendet wird. Doch ist der Besitz und damit auch dieser Wirkungskreis der Sächsischen Nationsuniversität durch die jüngsthin (1924) erfolgte staatliche Entelgnung der Wälder ganz wesentlich eingeengt worden.

Die Sächsische Nation als solche bildete einen der drei Landstände Siebenbürgens (Ungarn, Szekler, Sachsen), die seit der Umbildung Siebenbürgens zu einem selbstständigen Staat (nach der Schlacht von Mohatsch 1526) im Siebenbürgischen Landtag die Gesetze des Landes schufen. Als zu Ende des 18. Jahrhunderts das Stimmrecht nach Nationen abgeschafft und das persönliche Stimmrecht auf dem Landtag eingeführt wurde, sank der Einfluß der Sachsen auf die Gesetzgebung, bis 1867 mit der Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn, seit 1918 mit Rumänien, die sächsische Vertretung sich nunmehr nach der geringen Zahl ihrer Abgeordneten in den bezüglichen Reichstag bemaß. Ehemals war es das Recht der Sachsen, als Landstand durch Verweigerung des Siegels zu den Beschlüssen der beiden andern Nationen ein ihnen nicht genehmes Gesetz zu verhindern. Das klang noch nach, wenn in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts der greise Schäßburger Orator unmutig fragte, warum man denn bei diesem oder jenem mißliebigen Gesetz „das Siegel nicht verweigert habe“.

Das Bedürfnis eines politischen Zusammenschlusses auch unter den geänderten Zeitverhältnissen hat seit dem ersten „Sachsentag“ (1872 in Mediasch) zur Bildung der Sächsischen Volksgemeinschaft geführt, der nunmehr auch die früher von der „Sächsischen Nation“ ausgeschlossenen deutschen Bewohner des ehemaligen Adelsbodens angehören. Die Vertretung der Volksgemeinschaft ist der „Volksrat“, der sich in die Kreisausschüsse und weiter in die einzelnen Ortsausschüsse gliedert. Im Innern sucht die „Volksgemeinschaft“ in naher Fühlung mit dem Verband der Landeskirche das völkische Leben zu stärken und einheitlich zu führen, nach außen bildet sie ein lebenskräftiges Glied des „Verbandes der Deutschen in Rumänien“.

(Ein zweiter Auffatz über das Gerichtswesen folgt.)

Weihnachtslied

(Sglauer Sprachinsel.)

1. Poghundert, liaba Bua,
Ei lus' ma a wenig zua,
Wos sogst denn du dazua?
I müll da wos derzölln,
Wos heint in oller Fruh
Geshegn is af da Heid,
Gleich wie ich d' Schof hob gweidt:
Do is jo gleich a Bot hergrennt,
I hob'm oll mei Tog net kennt.
Poghundert, liaba Bua,
Ei lus' ma a wenig zua.
2. Er hot a Botschoft brocht,
Doß am dös Herz hot glocht,
Doß una Herrgott scholl
Erst heint um Mitternocht
A klana Bua fein worn
Auf dieser Welt geboren,
Do sein ma holt grob hingaluffa
Und hob ma zu Bethlehem obatroffa.
Poghundert, liaba Bua,
Ei lus' ma a wenig zua.
3. Ma suchna überoll
Ma findna in kan Sol,
Wies um und um is kumma
So find marn in an Schtol
Auf einem Schübela Hei,
Es fürcht sich sehr dabei,
Der kleine Bua, der große Gott
Liegt dort im Schtol, s'is schier a Gschpott.
Poghundert, liaba Bua,
Ei lus' ma a wenig zua.
4. Dort kniens auf der Strei,
Zwei Tier find a dabei,
Den Oren, den kenn i wohl
Wos net, wos des ondre sein soll,
'S is schöner als mei Roß,

Ober nit gor so groß,
Es steht dort wo die Mutta sitzt
Und hot zwa lange Ohren gschpitzt.
Poghundert, liaba Bua,
Ei lus' ma a wenig zua.

5. Den oltu Zimmermo,
Den schau mer olle o;
Er hot dem kloanen Rindala
Überaus sehr schö geto.
Er hots a so gebusst,
S' is grod a rechte Lust.
Er schosst dös Brot, iszt selber net,
Is doch ka recher Votter net,
Poghundert, liaba Bua,
Ei lus' ma a wenig zua.

6. Und wärs nur net so welt,
So lauf e hi noch heit,
Und wär i net higlauffn,
So hätts me wohl greit.
Und hätt i e bron denkt,
So hätt i dem Rindla wos gschenkt,
Schöne Appla hätt i mitbrocht,
Dös Rind, dös hätt auf mich gloch.
Poghundert, liaba Bua,
Ei lus' ma a wenig zua.

zualusn - zuhören, heint - heute nachts, Schübela - Schaub, Bund, gebusst - geküsst

Volkskundliche Forschung in der Sprachinsel

von Walter Ruhn - Bielzig (Polen)

Die Vorbedingung für einen geistigen Zusammenschluß der Ostlanddeutschen aller Staaten, wie er in unseren Tagen zu einer immer dringenderen Forderung wird, ist ein Wissen von den Eigenschaften und Kräften der einzelnen Sprachinseln, das nicht bei äußeren Merkmalen stehen bleibt, sondern den inneren Wesenskern erfafst, das es ermöglicht, das Gemeinsame aller Ostlandsiedlungen oder einzelner Gruppen von ihnen festzustellen, Gesetze des Sprachinsellebens zu formen. So ist heute ein neuer Wissens-

zweig im Entstehen begriffen, den man „vergleichende Sprachinselforschung“ genannt hat. Er greift naturgemäß in eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Fächern ein: politische Geschichte, Kultur-, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, Germanistik, Musikwissenschaft, allgemeine Volkskunde, Statistik usw. Darum ist die vergleichende Sprachinselforschung auch schon von mehreren Seiten für eine bestimmte Wissenschaft in Anspruch genommen worden: von Statistikern, Historikern und Germanisten, überall natürlich einseitig. Nur durch planmäßiges Zusammenwirken aller beteiligten Kreise wird ganze und abschließende Arbeit geleistet werden können - später einmal, wenn die nötigen Vorarbeiten geleistet sein werden. Denn bislang stehen wir noch bei der grundlegenden Arbeit der Stoffaufbringung, beim Werk der vielen kleinen Helfer, der einzelnen Heimatforscher.

Für diese, die an die Lebensgemeinschaft ihres Dorfes oder ihrer Sprachinsel herantreten und sie verstehen lernen wollen, kommt eine Aufspaltung des Stoffes nach Wissensgebieten nicht in Frage. Für sie ist die Erfassung ihres Arbeitsgebietes als eines ganzen, in allen seinen Wesenheiten, das einzige Mittel, ein Bild der wirkenden Kräfte zu erarbeiten. Die Fülle der Erscheinungen gliedert sich hier am natürlichsten in zwei große Gebiete: einmal die aus den natürlichen Daseinskräften des Menschen stehenden, die überall und zu allen Zeiten auftreten, zwangsläufig aus dem inneren Wesen, dem Blute der Menschen geboren werden; dann die Erscheinungen des geistigen Wachstums, die nur den höheren Stufen der Entwicklung angehören, an das Vorhandensein von Führerpersönlichkeiten geknüpft sind, dem Denken und bewußten Willen entspringen. Es ist der große Gegensatz zwischen Unpersönlichem und Persönlichem der durch alles Menschliche geht. Will man die Wissenschaftsgruppen bezeichnen, die sich mit dem einen oder anderen Bereiche befassen, so bieten sich die Namen Volkskunde und Geschichte dar, beide freilich in einem viel weiteren Sinne gefaßt, als dies der gewöhnliche Sprachgebrauch tut. In diesem Sinne, als die Wissenschaft vom Unpersönlichen, von den unbewußten, instinktiven Kräften des Menschen und den von ihnen geschaffenen Gebilden ist der Name Volkskunde im folgenden verstanden.

Wie das Volk als Ganzes, so ist jede Sprachinsel als Teil des Volkes einem natürlichen Entwicklungsvorgange unterworfen, den wir als Reisen bezeichnen. Die Gründung einer Siedlung ist gleichbedeutend mit einer Zurückverlegung der Siedler in einen Kultur- und Geisteszustand, wie ihn das Muttervolk vor einigen Jahrhunderten innehatte. Der natürliche Auslesevorgang bei der Kolonisation und der Zwang der äußeren Lage in der Jugendzeit der Siedlung bedingen eine Umstellung des Denkens: das Wirtschaftlich-Materielle einerseits, das Primitiv-Gemeinschaftsgebundene andererseits treten in den Vordergrund, die geistige Tätigkeit, mit ihr Nationalbewußtsein, Bildungsdrang usw. bleiben dagegen zurück. Dem entspricht, daß deutsche Städte den jungen Sprachinseln fehlen. Die Kräfte, aus denen heraus sie ihr Volkstum behaupten, sind vorwiegend vegetativer Art: Kinderreichtum, unberührte Bäuerlichkeit, Landhunger, das instinktive Gefühl der Überlegenheit gegenüber dem Umvolke (das mit bewußtem Nationalstolze nicht zu verwechseln ist!).

Mit dem Altern der Sprachinsel werden diese natürlich-primitiven Abwehrkräfte

schwächer, an ihre Stelle aber tritt die bewußte, mit den Waffen des Geistes bestrittene Führung des Kampfes. Alle reifen deutschen Sprachinseln haben ihre wohlentwickeltesten Kleinstädte, die ihnen Mittelpunkte ihrer geistigen Kultur, Arbeitsstätten ihrer Führerpersönlichkeiten sind. Erst auf dieser städtischen Entwicklungsstufe erwachen die Menschen zum bewußten Erleben der Geschichte, vorher ließen sie das äußere Geschehen teilnahmslos an sich vorüber und über sich hin gehen. Ein Schlaglicht auf diesen Gegensatz wirft es, daß von den Vorkarpathendeutschen die Bewohner der alten Bieleger Sprachinsel ein wohl gefügtes System arteigener Geschichtsfagen besitzen, während die jungen Siedlungen in Galizien der historischen Sage nahezu völlig entbehren.*

Geschichte gibt es demnach nur für reife Sprachinseln, Volkskunde sowohl für junge als alte Siedlungen. Daraus erhellt die Bedeutung der Volkskunde für die jungen Siedlungen, wo sie sozusagen allein das Feld beherrscht. Immer ist hier natürlich von jener „erweiterten Volkskunde“ die Rede, die sich nicht auf die Aufzeichnung von Sage, Lied usw., beschränkt, sondern das gesamte Gebiet unpersönlichen Lebens umfaßt. Dadurch und durch die oben angeführten wesentlichen Lebenszüge der jungen Sprachinseln ist auch das Stoffgebiet der Volkskunde abgegrenzt.** Sie soll eine Buchführung über alle wesentlichen Erscheinungen sein, die aus den unbewußten Daseinskräften quellen, und besonders über jene, die auf den Kampf um Volkstumswerte Einfluß nehmen. Nicht auf „wertvolle Überlieferungen“ allein darf sie ausgehen, sie hat ebenso das Fehlen des einen oder anderen Kulturgutes, das Eindringen fremder Züge usw. zu verzeichnen. Neben den einzelnen Bestandteilen der Tradition, geistigen wie materiellen, hat sie den rein biologischen Erscheinungen ihr Augenmerk zuzuwenden: der Geburten- und Sterbeziffer, der Wanderbewegung, der Zahl der Misch- und anderen Ehen, dann den rechtlichen und sozialen Verhältnissen der Dorfgemeinschaft usw.

Auf diese Erbringung des Rohstoffes baut sich die **Auswertung** auf, ihr hauptsächlichstes Mittel ist der Vergleich. In dreierlei Hinsicht drängen sich Vergleiche dem Heimatforscher in der Sprachinsel gleichsam von selbst auf:

1.) **Zwischen den einzelnen Sprachinseln.** Gehören sie der gleichen Gruppe an, so lehren solche Vergleiche, Zufälliges und Wesentliches zu trennen, das Material zu sichten. Der Vergleich von verschiedenen Sprachinselgruppen zeigt die große durchlaufende Trennung in junge und alte Siedlungen, er liefert die hauptsächlichsten Erkenntnisse zur Aufstellung von Gesetzen des Sprachinsellebens.

2.) **Zwischen Sprachinsel und Mutterland.** Der Vergleich mit der Stammesheimat der Siedler gibt Bescheid darüber, in welcher Art das mitgebrachte

* Vgl.: Alfred Karasik, „Sage und Volkstum“, in den „Deutschen Blättern in Polen“, Jg. III, Heft 3.

** Genauer kann darauf wegen des beschränkten Raumes nicht eingegangen werden. Man vergleiche diesbezüglich: Walter Ruhn, „Versuch einer Naturgeschichte der deutschen Sprachinsel“, in den „Deutschen Blättern in Polen“, Jg. III, Heft 2, sowie: „Wege und Ziele ostlanddeutscher Heimatforschung“, ebendort, Jg. III, Heft 7.

Kulturgut bewahrt wurde, was verloren ging oder neu aufgenommen wurde, wie das Leben in der Fremde verändernd auf die Menschen eingewirkt hat. Im großen ergibt sich das Gesetz der Wellenbewegung der Kultur, welches besagt, daß eine Sprachinsel eine im Binnenlande entstandene Kulturform umso später empfängt, je weiter sie geistig von diesem entfernt ist.

3.) Zwischen Sprachinsel und umwohnendem Volke. Der Vergleich gibt ein Bild der gegenseitigen Wechselbeziehungen, des Nehmens und Gebens auf allen Gebieten der Wirtschaft, der materiellen und geistigen Kultur.

Das Ergebnis des allseitig durchgeführten Vergleiches sind Gesetze des Sprachinsellebens. Erst wenn sie gefunden sind, läßt sich rückgreifend auf das Einzelergebnis sagen, ob dieses dem Durchschnitt entspreche oder ob es zufällig sei, erst jetzt empfangen alle die kleinen Einzeltatsachen Gewicht und Wertgehalt. So ist der Weg der Heimatforschung ein zweifacher: von der Heimat ausgehend und ansteigend bis zu den höchsten übergeordneten Gebilden des Volkes und Staates, und mit den gewonnenen Ergebnissen wieder absteigend zur Heimat zurück. „Der Weg zum Volkstum geht über die Heimat“ sagt die Heimatbildung. Für den Heimatforscher aber gilt gerade das Umgekehrte: „Der Weg zur Heimat geht über das Volkstum.“

So wie formale das letzte Ziel die Auffindung von Gesetzen, so ist inhaltlich der letzte Gegenstand der Heimatforschung der Mensch. Schon bei der Aufbringung des Stoffes ist wohl darauf Rücksicht zu nehmen, daß die einzelnen Teilergebnisse nicht losgelöst voneinander und von dem Menschen, der hinter ihnen steht, gewonnen werden, daß z. B. nicht nur die Kleidung des Menschen beschrieben werde, sondern auch der bekleidete Mensch, sein seelisches Verhältnis zur Tracht, ihre wirtschaftliche, soziale und nationale Bedeutung. Umso mehr hat die Verarbeitung des Stoffes auf den Menschen zu blicken. Alle Teilercheinungen der Kultur, gehören sie nun dem Bereiche der Volkskunde oder der Geschichte an, sind eben Lebensformen ihres Trägers, des Menschen, und darin liegt ihr eigentlicher Wert, daß sie Symbole sind für die seelische Artung dieses Menschen. Das ist das Kennzeichen völliger Durchdringung des Stoffes, daß der Forscher überall durch die Hülle der Tatsachen den Weg zur Erkenntnis des Menschen zu finden vermag.

Das dritte nach der Aufbringung des Stoffes und seiner Auswertung ist die Darstellung. Sie kann wieder eine wissenschaftliche oder eine allgemein zugängliche, auf die Notwendigkeiten der Volksbildung hin berechnete sein. Nur von der zweiten Art ist hier zu handeln. Hier tritt das „durch die Heimat zum Volkstum“ in sein uneingeschränktes Recht, und ganz besonders gilt es für die Sprachinseln. Denn der Bauer im Ostland, der vom ganzen deutschen Volksboden nur sein kleines Inselchen kennt, der Deutschland, das große und ferne, nie mit eigenen Augen gesehen hat, - wie soll der zum Bewußtsein seines Volkstums kommen, wie soll er es lernen, daß sein Dorf und die Menschen in ihm nur ein kleiner Teil eines großen Weltvolkes sind, dem die Menschheit höchste Werte verdankt? Für ihn ist nur seine Heimat das Gegebene, von ihr hat daher alle Erziehung auszugehen. Sie muß dem Sprachinselmenschen zeigen, daß sein Land wirklich nur ein Teil des größeren geistigen Deutschland ist, daß hier wie dort die gleichen Kräfte auf allen Gebieten des Lebens am Werke sind.

Er muß lernen, wie alles Geschehen im Mutterlande in seiner Heimat ein, wenn auch noch so leises Echo weckt, wie seine Sprachinsel im Grunde genommen nur ein winziges Abbild des großen Vaterlandes sei. So soll ein richtiges Heimatbuch die Heimat als ein Universum im Kleinsten darstellen, es soll, von den Tatsachen der Heimat ausgehend, das Gefüge des Gesamtvolkes verstehen lehren. Der Wege dazu gibt es im einzelnen so viele, als das Leben in der Sprachinsel Teilgebiete hat, das ist unendlich viele.

Das Seiseralm = Lied

(Südtirol)

Es wer'n die Wies'n grün
Es däucht mi gor so schön,
Daß die Leutlen wied'ruma auf die Alba geahn,
Und a neues Liedl
Hob'e mar aa erdacht,
Wia ma's drobn auf der Alba macht:
Hola reidi, ria hoiriaho!

In Sunntig Na'mittag
Da ist die beste Zeit,
Da sein die Madelen
Fast alle zuebereit,
Sie pass'n auf die Buabe,
Dö auf die Albe geahn
Und a jede glabt sie war' so schön:
Hola reidi, ria hoiriaho!

A jeder frische Bua,
Ja der hät Schneid genua,
Steckt a Feder an und geht der Albe zue,
An guaten Tengelstock, an Wehstoan aa in Sack,
Der iahm Schneide macht bei Tag und Nacht:
Hola reidi, ria hoiriaho!

Zur Geschichte der Volkskundeforschung in Luxemburg

von Leo Senninger - Münsbach in Luxemburg

Die Volkskundeforschung in Luxemburg leidet, wie jedes kulturelle Unternehmen im Großherzogtum, sei es wissenschaftlicher, pädagogischer oder künstlerischer Natur, an Blutlosigkeit. Ursachen davon sind die territoriale Kleinheit des Landes, seine geographische Lage, die Organisation seines Schulwesens und der Mangel an einer nationalen Tradition. All dies hat eine eigenartige kulturelle Lage geschaffen, die in vielem einzig dasteht.

Die Pflege einer organischen Heimatkultur wird durch die Kleinheit des Landes in Frage gestellt. Man bedenke: Das Großherzogtum Luxemburg mißt in seiner größten Länge 20 Stunden und in seiner größten Breite 12 Stunden; die Bevölkerung zählt 260 000 Einwohner, darunter viele Angehörige fremder Nationen. Die materiellen Grundlagen, aus denen das kulturelle Leben emporblühen könnte, sind nicht gegeben. Begeisterung wird durch eine Kleinstaatsatmosphäre gedämpft oder erstickt, alles Schöpferische gehemmt. Geringe Buchproduktion (etwa 20 Bücher im Jahr), stockender Buchhandel, Mangel an Zeitschriften und ähnliches ist die Folge dieses Zustandes. Volkskundliche Bücher werden nur von Wenigen gekauft; Zeitschriften finden nur einen beschränkten Leserkreis und können deshalb nicht gedeihen; die Schriftsteller werden nicht honoriert. Das erklärt den Mangel an Führern oder Spezialisten, die sich ganz dem Studium der Volkskunde widmen könnten. Das erklärt auch, warum die Volkskundler im Laufe der Zeit so sporadisch auftreten und warum es nicht zu einer ununterbrochenen Entwicklung kommen kann. Die wenigen Luxemburger, die sich der Volkskunde annehmen, werden kaum in ihren Arbeiten gefördert. Die große Gefahr des Dilettantismus liegt nahe und hat öfters verheerend gewirkt.

Auch die Gestaltung des Luxemburger Schulwesens hat sein Teil zu diesen Verhältnissen beigetragen. Vor allen Dingen ist hier das Fehlen einer Universität hervorzuheben. Dem Luxemburgischen Unterrichtswesen fehlt die Krönung, der Heimatforschung ist die Heimstätte verjagt. Da Luxemburg keine Hochschule besitzt, so müssen alle Studierenden, die sich höheren Berufen widmen wollen, fremde Universitäten besuchen. Nun aber werden die Prüfungen zur Erlangung der „Doktorwürde“ nicht, wie man das füglich erwarten dürfte, im Auslande abgelegt, sonder in Luxemburg vor einer staatlich bestellten Kommission, nach festgelegten Programmen. Diese sind ganz auf die praktischen Berufe zugeschnitten und schließen die Heimatkunde vollständig aus. Kein Wunder, daß die luxemburgischen Akademiker, die späteren Führer des Volkes, sich in ihren Universitätsjahren nicht um die Volkskunde ihres Heimatlandes kümmern und daß die Volkskundeforschung von dieser Seite nicht gefördert wird.

In dem Programm aller mittleren Lehranstalten, dem der Lehrerbildungsanstalt und dem der Volksschule wird man das Wort luxemburgische Volkskunde vergeblich

suchen. Allerdings wird durch das Schulgesetz von 1912 in der Volksschule ein Überblick über die „vaterländische Geschichte“ gelehrt. Im Anschluß an dieses Unterrichtsfach werden die Volksschüler auch mit dem Notwendigsten über die luxemburgische Mundart und die Dialektdichtung bekannt gemacht. Die Primärschule besitzt für diesen Unterrichtszweig sogar ein eigenes Handbuch. Aber in den Mittelschulen wird kein Wort über die Heimatsprache verloren. Nationalgeschichte wird nur gelehrt im Anschluß an den Kursus über Weltgeschichte und dazu nur mit Hinsicht auf die Examenprüfung! So muß notgedrungen die Organisation des gesamten Schulwesens das Studium der luxemburgischen Volkskunde vernachlässigen.

Wie bereits erwähnt, müssen die Intellektuellen ihre Studien im Auslande zum Abschluß bringen. Daß sie durch den Aufenthalt in fremden Geisteszentren dem Heimatgedanken oft ganz entfremdet werden, ist offenbar. Die geographische Lage und die geschichtliche Entwicklung des Landes vergrößern noch den Einfluß des Auslandes. Luxemburg, am Scheidepunkt zweier großer Kulturen gelegen, wird von beiden Kulturen, der lateinischen und der germanischen, berührt. Die Zweisprachigkeit in Schule und Verwaltung wurde zur nationalen Notwendigkeit. Es entstand in der geistigen Struktur des Landes ein Dualismus, der, bei allen Nachteilen, doch sein Gutes hat, der aber verderblichen Einfluß auf die Entwicklung und Pflege einer nationalen Tradition haben mußte. Zwischen zwei geistigen Polen schwankend, lange Zeit von fremden Völkern unterdrückt, konnte die nationale Eigenart Luxemburgs sich nicht entfalten.

Ein selbständiges Luxemburg wurde erst 1815 in Wien von den europäischen Diplomaten errichtet, welche das napoleonische Erbe zu liquidieren hatten. Der König von Holland, so bestimmten es die Beschlüsse des Wiener Kongresses, sollte Großherzog von Luxemburg sein; im übrigen aber sollte das Großherzogtum ein eigenes Staatswesen bilden. Nun aber verwalteten die Holländer das Land sozusagen als holländische Provinz. Da versuchte Luxemburg, von Belgien angeregt und mit ihm, sich 1830 zu emanzipieren, wurde von 1830 bis 1839 von Belgien regiert und endlich 1839, durch den Londoner Kongreß durch Abtrennung des wallonischen Teils auf seinen jetzigen Umfang reduziert. Als Ergebnis der Revolution war immerhin die Gewährung einer ziemlich demokratischen Verfassung durch den König von Holland zu buchen. Luxemburg war ein selbständiger staatlicher Organismus geworden. Man war und fühlte sich nicht mehr als Österreicher, Franzose, Holländer oder Belgier. Man hatte ein eigenes Parlament und ein eigenes Grundgesetz. Das Volk besann sich auf seine Eigenart und seine Herkunft. Die Geistesströmungen dieser Zeit in Europa waren zudem für ein nationales Erwachen die denkbar günstigsten. Das Entstehen neuer Nationen auf politischem und die romantische Bewegung auf literarischem Gebiet warfen ihre Wellen bis in den Kleinstaat Luxemburg. Der Ausbau des gesamten Schulwesens (Schulgesetz von 1843, Mittelschulgesetz von 1848) tat ein Übriges dazu, die Bildung zu verallgemeinern.

Noch blieb die eigentliche Volkskunde unberücksichtigt. Das Besinnen auf die geschichtliche Vergangenheit ließ 1845 eine „Gesellschaft für das Auffuchen und die Erhaltung der Denkmäler im Großherzogtum“ entstehen. Die Gründung dieser Gesellschaft,



die später in ein gelehrtes Institut mit beschränkter Mitgliederzahl umgewandelt wurde, hatte für die heimische Geschichtsforschung die weittragendste Bedeutung und sollte die schönsten Früchte zeitigen. Nur ließ die Einschränkung der Mitgliederzahl das Unternehmen nicht zu einer allgemeinen Bewegung auswachsen, die im Volke hätte Wurzel schlagen können. Um die Ergebnisse der Geschichtsforschung einem größeren Teil des Volkes zugänglich zu machen, gründete Pfarrer Martin Blum im Jahre 1895 einen neuen Verein für luxemburgische Geschichte, Literatur und Kunst: „Uns Hemecht“. Hemecht und Historisches Institut haben durch ihre jährlichen Veröffentlichungen das Interesse für die Vergangenheit geweckt und ungemein viel für luxemburgische Geschichte getan.

Um dieselbe Zeit setzten einzelne Heimatsfreunde sich an das Studium der Luxemburger Volkskunde. Aus ihren Arbeiten ersieht man, daß der Anstoß von der romanisch-germanistischen Bewegung Deutschlands ausgegangen ist. Der fruchtbarste unter ihnen war Edmund de la Fontaine („Dicks“), der Begründer des heimatlischen Dialekttheaters. De la Fontaine sammelte Sprichwörter und Redensarten, Rätsel, Kinderreime, Sagen und Legenden, Volkslieder, Sitten und Bräuche und spürte der germanischen Mythologie im Luxemburger Volkstum nach. Seine Schriften verraten den fleißigen Sammler, doch lehnte er sich zu eng an Grimm, Mannhardt, Simrock und andere Vorbilder an und wollte in den meisten rätselhaften Erscheinungen der Volkskunde Überreste germanischer Urzeit erblicken. Zudem erstreckte sich seine Sammeltätigkeit nur über kleinere Gebiete des Großherzogtums, so daß sein Werk große Lücken aufweist. In Vielseitigkeit der Forschung ist de la Fontaine bisher nicht übertroffen worden.

Die umfangreichste Sammlung Luxemburger Sagen veröffentlichte der Athenäumsdirektor Nik. Gredt. Diese Sammlung kam hauptsächlich zustande durch einen Aufruf an die Lehrer und die Studenten des Landes. Das Werk enthält 1200 Sagen und verdient voll auf seinen Namen „Luxemburger Sagenschatz.“ Es ist das Hauptwerk der luxemburgischen Volkskundeforschung und gab den Anstoß zu mehreren kleineren Sagensammlungen. Die Kinderreime fanden einen neuen Sammler und Kritiker in Karl Mersch. Sein Werk enthält nahezu 1000 Kinderreime, nebst einem wertvollen kritischen Anhang. Im Jahre 1881 gründete Mersch „Das Luxemburger Land“, eine Wochenschrift für vaterländische Geschichte, Kunst und Literatur, die für die Erforschung der Volkskunde von unschätzbbarer Bedeutung wurde. Durch Aufrufe und Preisausreibungen angeregt, besaßen sich zahlreiche Sammler mit Sagen, Sitten und Gebräuchen. Man darf von einer richtigen Bewegung sprechen, die damals (in den achtziger Jahren) das Volk ergriff. Nur sollte sie nicht lange andauern. Karl Mersch starb 1983. Die von ihm begründete Zeitschrift ging 1885 ein, zum Schaden der Luxemburger Volkskunde.

Seit dieser Zeit sind nur wenige, allerdings wertvolle Beiträge zur luxemburgischen Volkskunde veröffentlicht worden. Es sind hervorzuheben die Sagensammlung „Wintergrün“ von Nik. Warker, die Monographien von J. Keiffer und N. Welter über die Geschichte der Luxemburger Dialektdichtung; die „Jugenderinnerungen“ von J. Keiffer und das Schulhandbuch von Nik. Welter „Das Luxemburgische und sein

Schrifttum." Als erster Versuch einer Psychologie des Luxemburger Volkes ist das Werk von Nik. Ries zu nennen, der mit wissenschaftlicher Methodik die Seele des Volkes analysierte und als hervorstechendes Merkmal den sprachlichen und seelischen Dualismus feststellte.

Wie man sieht, ist die Ernte nicht allzu groß. Eine Gesamtdarstellung der Luxemburger Volkskunde fehlt bis heute. Trotz der erwähnten Arbeiten und zahlreicher kleinerer Aufsätze sind viele Teilgebiete der Volkskunde gar nicht oder doch nur recht kärglich gepflegt worden. Seit dem ersten Anlauf sind die Verbindungen mit der ausländischen Wissenschaft beinahe gänzlich verloren gegangen. Im Ausland rang sich die Volkskunde zu einer Wissenschaft empor. In Luxemburg, das früher auf die Arbeiten von Gredt, Mersch und de la Fontaine sowie auf seine historischen Forschungen stolz sein durfte, ist die Bewegung versickert. Die Auswertung der Volkskundeforschung für Schul- und Volksbildung ist, wenn man vom Unterricht über luxemburgische Geschichte und Mundart absteht, gleich null.

Glücklicherweise ist die Gegenwart voll neuen Lebens. Die Gründung dreier neuer Vereine mit heimat-kultureller Tendenz wird auch die vergessene Volkskunde wieder-erwecken. Es sind dies der „Verein für ländliche Wohlfahrt- und Heimatpflege“, der mit der Gründung eines Museums des altluxemburgischen Bauernhauses begonnen hat; die „Gesellschaft für Sprach- und Dialektforschung“ und die „Gesellschaft der Museumsfreunde“. Letztere will beim Staat die Gründung eines Luxemburger Volkskundemuseums anregen und verwirklichen helfen. Es ist von guter Vorbedeutung, daß alle öffentlichen Gewalten für diese Zwecke gewonnen sind. Die „Luxemburgische Sprachgesellschaft“ besitzt eine besondere Sektion für Volkskunde. Im vergangenen Jahre hatte sie, unter Mithilfe in- und ausländischer Gelehrter, einen ersten Kongreß für luxemburgische Sprachforschung und Volkskunde organisiert, der überaus reich besucht war und im ganzen Lande die günstigste Aufnahme fand. Daneben veröffentlicht dieselbe Gesellschaft eine besondere Schriftenreihe „Beiträge zur Luxemburger Sprach- und Volkskunde“, deren erstes Heft eine volkskundliche Studie Batty Webers enthält: „De' gub al Zeit“.

Als zweiter Band dieser Reihe soll in Kürze erscheinen: Dr. Rich. Huß Siebenbürgen und Luxemburg. Man darf mit Spannung diese neue Schrift des unermüdbaren siebenbürgischen Gelehrten erwarten, der als Ergänzung zu seinem „Siebenbürgischen Sprachatlas“ einen „Luxemburgischen Sprachatlas“ vorbereitet, zu dem das Material bereits eingesammelt ist. Die Schrift von Huß wird die Frage der Urheimat der Siebenbürger Sachsen in ein neues Licht rücken. Dieses Problem interessiert in größerem Maße auch die luxemburgische Volkskundeforschung. So erfährt diese von Siebenbürgen aus eine nicht zu unterschätzende Förderung, wie denn die luxemburgische Sprachforschung am meisten von Siebenbürger Seite aus gefördert wurde. Dies sei hier zum Schluß rühmend und dankend hervorgehoben.

Ich wollt wenn's Kohlen schneit

(Nordisches Volkslied)

Ich wollt wenn's Kohlen schneit,
Daß mir mein Herz erfreut.
Kein Kohlen schneit es nicht,
Mein Herz erfreut sich nicht.

Ich wollt, wenn's Rosen regn't,
Daß mir mein Schatz begeg'n't.
Kein Rosen regn't es nicht,
Mein Schatz begeg'n't mir nicht.

Geh einmal den Weg herfür,
Mein Schatz begegnet mir.
„Grüß Gott mei feines Lieb,
Was bringst vom Jahrmarkt mit?“

„Von Gold ein Ringelein,
Das soll dein eigen sein.
Dein eigen bis in den Tod,
Helf uns der liebe Gott!“

Die Motive der siebenbürgisch-sächsischen Volkskunst

von D. Dr. Victor Roth - Mühlbach

Es scheint, als ob die siebenbürgisch-sächsische Volkskunst unmittelbar dem Untergang geweiht sei. Wer die Fülle der künstlerischen Gedanken, den Reichtum der Formen, die Farbenfreudigkeit der Ausstattung aller Erzeugnisse dieser Volkskunst kennt, wird die Tatsache dieses allmählichen Absterbens auf das Tiefste bedauern. Die Ursachen für diesen beklagenswerten Verlauf liegen einerseits in dem Mangel des Bedürfnisses und für gewisse Zweige in dem Fehlen von Handwerksmeistern. So betätigt sich die siebenbürgisch-sächsische Volkskunst heute nur noch auf dem Gebiet der häuerlichen Baukunst und der Stickerei. Und auch hier mit so starken Zugeständen an moderne Einflüsse, daß von einem lebendigen Zusammenhang mit den alten Überlieferungen nur bedingungsweise gesprochen werden kann. Umso mehr haben wir Ursache, den Denkmälerbestand auf das Sorgsamste zu hüten und die selbstlose Sam-

mellätigkeit unserer Anstalten, vor allen Dingen die des Brukenthallschen Museums auf das Nachdrücklichste zu unterstützen.

Wenn man versucht, die verschiedenen Erzeugnisse der siebenbürgisch-sächsischen Volkskunst auf ihre gemeinsamen Eigentümlichkeiten hin zu untersuchen, so wird man finden, daß in ihnen westliche und morgenländische, genauer morgenländisch-balkanische Einflüsse, in oft ganz eigenartiger Durchdringung festgestellt werden können.

Der monumentale Ausdruck des Kunstempfindens eines Volkes ist sein Haus. Ein glückliches Schicksal hat es gesüßt, daß wir in noch vorhandenen Bautypen die ganze Entwicklung des deutschen Bauernhauses in Siebenbürgen vom 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart lückenlos verfolgen können. In den aus Ruten geflochtenen, mit Lehm beworfenen, aus einem einzigen Raum bestehenden und mit einem Strohdach überführten Häusern, wie sie noch zahlreich in den Zekeschgemeinden angetroffen werden können, haben wir den Urtypus des deutschen Bauernhauses in Siebenbürgen vor uns. Nehmen wir noch den frei im Hof, unter einer primitiven Bedachung aufgemauerten Backofen, und hinten im Hof die quergestellte mächtige Scheune mit den in einem Viertel derselben untergebrachten Stallungen dazu, so können wir uns in lebendiger Weise in einen Siedelhof des Einwanderungsjahrhunderts zurückversetzen. Der Vorwurf dieses Hauses ist offenbar aus der alten Heimat mitgebracht worden und hat nun hier die weitem Ausgestaltungen erfahren. Aus dem Einraumhaus, wurde ein Zwei- und schließlich ein Dreiraumhaus. Gegen die Hofseite, aber nicht selten auch gegen die Gassenseite, wurde das mit der Schmalseite in der Regel in die Straßenzelle eingefügte Haus mit einem Umlauf versehen, aus dem sich später an der Hofseite die charakteristische Laubenanlage entwickelt hat. Die verhältnismäßig große Lebensdauer, die die primitive Technik dieser Häuser aufzuweisen hat, hat erst spät der steinernen Bauweise Platz gemacht. Bei vorsichtiger Schätzung wird man die ersten aus Bruchsteinen aufgemauerten Häuser frühestens in das 15. Jahrhundert verlegen dürfen. Ein solches Haus, das unverkennbar in seinem hohen Giebel, in der Form und Verteilung der Fenster, in seinen ganzen Ausmaßen gotischen Einfluß erkennen läßt, haben wir in einem Bauernhaus in Kelling noch vor uns. Von einer mit einem Vordach überführten Treppe gelangt man in das „Haus“, den mittleren Teil der Anlage, wo sich der offene Herd mit dem Herdhelm befindet. Rechts und links liegen die beiden Wohnräume. Charakteristisch ist die Anlage der beiden Gassenseitenfenster, die nicht symmetrisch in die Stirnwand eingelassen, sondern nach der Hofseite hin gerückt sind. Auf diese Weise wird in der Stube Raum für die Aufstellung des Prunkbettes und des an die Fenster gerückten Tisches geschaffen, wobei ein in die Hofwand eingesetztes Fenster bequemen Ausblick ermöglicht. Der Schornstein hat bezeichnender Weise die Form eines Zylinders, weil er, wie bekannt, aus dem rutengeflochtenen, mit Lehm beworfenen Korbe, der Kiepe, sächsisch „dä Rip“, hervorgegangen ist und deshalb auch in der Mundart den Namen „dä Rip“ führt. Alle Räume dieses Hauses sind unterkellert. Noch fehlt der gemauerte Torbogen, was darin seine Ursache zu haben scheint, daß in Kelling wenigstens die Häuser nicht bis an den Rand der Straße vorgeführt waren, sondern von demselben durch ein Vorgärtchen getrennt blieben. Die Umgestaltung des alten rutengeflochtenen und lehmeworfenen

Bauernhauses ist ohne Frage nach dem Vorbild des Bürgerhauses in der nahen Stadt erfolgt. Hier hatte die rasche Bevölkerungszunahme zu einem engeren Zusammenrücken der Häuser genötigt, und damit war natürlich die Sicherung gegen Feuergefahr eine Notwendigkeit geworden. Im 18. Jahrhundert beginnt eine Neuerung aus der Stadt auf das Dorf vorzudringen. Sie bestand darin, daß der hohe Giebel in seinem oberen Drittel gestuft wurde und ein kleines Walmdach die Verbindung mit dem Hauptdach vermittelte. In derselben Zeit hat auch die Laube in der Vielgestaltigkeit ihrer Lösungsmöglichkeiten dauerndes Bürgerrecht erhalten. Damals verwuchs auch der Torbogen mit dem Haus zu einer architektonischen Einheit und bildet von nun an in den vielen Dörfern, wo er ein Haus mit dem andern durch die ganze Flucht der langen Gassenzeile verbindet, den sichtbaren Ausdruck der Geschlossenheit der sächsischen Gemeinde. Als äußeren Schmuck des sächsischen Bauernhauses finden wir besonders im Weinland immer wieder an dem Giebelfeld in Stuck einen lebhaft gefärbten Weinstock und unterhalb des so überaus dekorativen Fenstergesimses einen kernigen Spruch.

Wie war nun das sächsische Bauernhaus eingerichtet? In alter Zeit, leicht begreiflich, mit schlichten, rohgezimmerten Bauernmöbeln: Bett, Truhe, Tisch, Stühlen, Wandschrank, Brot- und Becherschrank und nicht zuletzt mit den Schlüsselrahmen. Später wurde der Schreiner mit der Anfertigung betraut. Die ältesten noch vorhandenen Betten stehen deutlich unter dem Geist des Barock; ihre Schmalseiten sind hoch ausgeschweift, die Seitenteile aber, ganz wie es wohl in der ältesten Zeit der Fall war, greifen durch die Stirnwände hindurch, und werden mit Keilen festgehalten. Alle Möbelstücke sind reich bemalt. In ungebrochenen Farben, blau, grün, rot, gelb, bedecken Blumen und Pflanzen in einer künstlerisch vollkommenen, stilistisch ungemein gewandt gehandhabten Weise die Füllungen und Felder. Rosen und Nelken und Tulpen geben die Hauptmotive ab. Der ausgesprochene Hang zur Farbe gehört ja zu den bedeutendsten Merkmalen der Volkskunst überhaupt. Die Truhe geht ohne Frage auf die Truhe der germanischen Zeit zurück, wie wir sie auf unseren Ausböden und oft in den Kirchenburgen häufig mit Schnitzerei reich verziert, als Korntruhen noch besitzen. Der Wandschrank ist die Übertragung des Sakristeischrankes in das Bauernhaus, was der Name deutlich beweist: „Alm e r a e“ ist nichts anders als das lateinische „almarium“. Der in manchen Gegenden gebräuchliche Geschirrschrank führt den Namen „P o r s z e k k“, was soviel wie „Poharszek“ bedeuten will, woraus hervorgeht, daß dieses Möbelstück nach dem Vorbild der für den madjarischen Adelshof bestimmten Kredenz entstanden ist.

Zu den ältesten Beschäftigungen des Menschen gehört die Anfertigung von Tongefäßen. Mit der Zeit entstand ein eigenes Gewerbe, das der Töpfer. Die ältesten sächsischen keramischen Erzeugnisse gehen vielleicht noch in das 15. Jahrhundert zurück, es sind Bruchstücke von Ofenkacheln mit figuralen Darstellungen, doch muß man in der Datierung derartiger Denkmäler sehr vorsichtig sein, weil die Modelle außerordentlich lange im Gebrauch standen und von einer Werkstatt in die andere vererbt wurde. Der erste datierte Teller befindet sich im Brukenthalischen Museum und trägt die Jahreszahl 1696. Auch in der Keramik begegnen sich deutlich zwei Einflüsse, ein

westlicher und ein östlicher. Während die sogenannten sächsischen Krügelchen in ihren Formen die engste Übereinstimmung mit den auf dem ganzen Balkan verbreiteten Gefäßen haben, besitzen manche der großen Krüge eine Gestalt, die den deutschen Hirschvogelkrügen auf ein Haar gleicht. Die meisten kleinen Krüge zeigen auf weißem Grund ein oft in lebhaften Farben gehaltenes Ornament, das seine Motive zum größten Teil aus dem Pflanzenreich schöpft, doch finden wir auch Tierzeichnungen, Vogel und Hirsch. Zuweilen treten uns auch geometrische Ornamente entgegen, so das Schachbrettmuster, hin und wieder auch Abzeichen von Handwerkern, das Rad der Wagner, die Schere der Schneider und dergl. mehr. Weite Verbreitung hatten die Draaser und Reiber Tonwaren gefunden; sie zeigen auf weißem Grund ein kräftiges, häufig das Motto der Tulpe verwendendes, kobaltblaues Ornament. Meistens sind es sehr dekorative Stücke. Im 18. Jahrhundert fertigte ein unbekannter Meister nach der Form glatter Innkrüge gestaltete Krüge an, die er ausschließlich mit einem lebendig stillierten Nelkenmuster, gewöhnlich blau auf einem gelblichen Grund, verzierte. Er fertigte sie in verschiedenen Größen an; in einigen Fällen hat er auch Nachahmer gefunden. Als Werke ganz persönlicher Art darf man die kobaltblauen, sogenannten Sgraffiti-Teller, Krüge und Kannen einschätzen. Diese Arbeiten zeigen verschiedene Ornamente, Trauben und Tulpen, am meisten aber einen Vogel und sind in der Regel datiert. Das älteste Stück trägt die Jahreszahl 1780. Nach der vorherrschenden Meinung sind die Ornamente in der Art entstanden, daß nach dem Überzug der Smalte mit der kobaltblauen Glasur die Verzierung mit einem spitzen Hölzchen rasch aufgezeichnet wurde, wobei der weiße Grund wieder zum Vorschein kam. Große Verbreitung hatte der Rachelofen, oder wie er vom sächsischen Volke genannt wird, der Lutherofen. Die reichen Sammlungen an sächsischen Ofenkacheln im Brukenthal'schen Museum und im Museum Alt-Schäßburg, beweisen den großen Reichtum an dekorativen Elementen, die bei diesen Kacheln in Anwendung gebracht worden sind. Vom 15. Jahrhundert angefangen bis tief in das 19. machen sie wie das selbstverständlich ist, alle Wandlungen des Stiles mit, und wir finden neben figuralen Darstellungen: die Madonna mit dem Kind, den heiligen Georg, den Vogel Greif, einen entzückenden Reichtum an Pflanzenmotiven und eine wahrhaft erfreuende Farbigkeit. Rein blaue und rein grüne Kacheln wechseln mit solchen ab, die auf einem hellen Untergrund farbige Verzierungen tragen. Hinsichtlich der Form dieser Lutheröfen haben wir es mit einer Übertragung des alten deutschen Vorbildes zu tun, während die Pflanzenornamente sich in ihrem naturalistischen Grundzug und in ihrer kraftvoll bäuerlichen Stillisierung ihrer großblättrigen und großblumigen Verzierungen darstellen, die man mit Recht als siebenbürgisch-sächsisch bezeichnet hat. Daß neben den sächsischen Töpfermeistern auch madjarische und rumänische tätig gewesen sind, muß ausdrücklich hervorgehoben werden, denn nicht jedes keramische Stück, das wir in einem sächsischen Bauernhaus vorfinden, ist sächsischen Ursprunges, und nicht jeder Teller und nicht jeder Krug in einem rumänischen oder szeklerischen Bauernhaus ist madjarischer oder rumänischer Abstammung. Auf den Jahrmärkten kaufte man eben von den verschiedensten Meistern. Im 18. Jahrhundert fand eine lebhafte Einfuhr von außersevenbürgischen Erzeugnissen statt. Ungarländische, österreichische, friaulische Er-

zeugnisse kämen ebenso in das Land, wie die ersten Fayauzen und böhmischen Glaswaren. Es ist nicht schwer, die einheimischen von den fremdländischen Erzeugnissen zu unterscheiden.

Als Volkskunst im besten Sinne müssen die Erzeugnisse der Bäuerinnen angesehen werden, die sie mit der Nadel in das grobfädige Hausleinen eingnäht und eingestickt hatten. Alter allerdings als die sächsischen Stickereien sind die sächsischen Webereien, von denen sich noch einige Reste erhalten haben. Aber hier wie dort ist es nicht leicht, hinsichtlich der Motive das rein Bodenständige von dem Abgenommenen zu unterscheiden. Dieser Umstand hängt damit zusammen, daß die Motive nicht nur eine zähe Lebensdauer haben, sondern auch über Tausende von Meilen und durch Hunderte von Jahren zu wandern verstehen. Wenn wir unter anderm an sächsischen Kopfkissenbezügen das sogenannte chinesische Wolkenband vorfinden, so wissen wir, daß dieser Vorwurf von den in den sächsischen Kirchen früher noch vorhandenen kleinasiatischen Teppichen einfach abgestickt worden war, aber der Ursprung dieses Vorwurfes geht über das 17. Jahrhundert weit hinaus und findet sich schon auf den ältesten chinesischen Teppichen, von denen er in das große Gebiet des Perserteppiches eingewandert war. Ähnliches können wir am Pfauenauge und manchen Nelken feststellen. Daß in vielen Fällen die Musterbücher des deutschen Mittelalters Vorbilder geliefert haben, unterliegt keinem Zweifel. Die meisten figuralen Ornamente, der Ritter mit dem Falken, die Frau mit dem Reifrock und der Halskrause, Einhorn, Falke und Pfaue sind auf diesem Wege in das Land gekommen. Die geometrischen Muster, in den rechtwinkligen und diagonalen Linien des Gewebes vorbedingt, vermischen sich überaus häufig mit madjarischen und rumänischen Elementen, so daß die Scheidung in vielen Fällen gar nicht mehr möglich ist. Wenn irgendwo in der Kunst, so zeigt es sich gerade auf dem Gebiet der Stickerei, daß Siebenbürgen der Schnittpunkt zwischen abendländischer und morgenländischer Kultur und Kunst gewesen ist. Manches Motiv, vor allen Dingen das der Rose, der Nelke, der Tulpe, ist von dem erfinderischen Geist der sächsischen Bauernfrau mit besonderer Vorliebe angewendet, weitergebildet und in echt sächsischem Geist etwas derb und unbeholfen, aber im Ganzen doch schwungvoll weiterentwickelt worden. Gestickt wurde im Zopfstich, Kettenstich, Flachstich und Kreuzstich. Verwendung fanden in alter Zeit ausschließlich der selbstgesponnene Schafwollfaden. In manchen Gegenden wurde Schwarz bevorzugt, doch finden wir auch bunte Stickereien, in Rot und Blau, mitunter, besonders im Unterwald, auch gleichzeitige Verwendung dieser Farben. Mit diesen Stickereien wurden vor allen Dingen Tisch- und Bettwäsche, sowie Handtücher verziert. Die feinsten Stickereien und auch Näharbeiten finden wir aber an der Leibwäsche. Hier sind es vor allen Dingen die sogenannten Hemdenblättchen, die mit ganz besonders großer Kunstfertigkeit ausgearbeitet worden sind. Diese Blättchen sind die Telle des Hemdes, die sich am Halse befinden. Was hier an prachtvollen Motiven und an bewunderungswürdiger Ausführung geleistet worden ist, kann man besonders in Keußmarkt bewundern. Daß wir unter den Motiven den Doppeladler wieder finden, erklärt sich aus der weiten Verbreitung dieses Motivs schon seit dem 17. Jahrhundert. Daß auch die Hemdärmel, Bündchen und Säumchen verziert sind, versteht sich von selbst.

Besonderen Wert legen Frauen und Mädchen darauf, die Schürze ihrer Festtracht mit feinsten Stickerei und, echt häuerlich, auch mit ihrem Namenszug und der Jahreszahl zu verzieren. Es ist kaum zu beschreiben, welche festlich freudige, farbenfrohe Stimmung eine sächsische Bauernstube hervorruft, die noch ganz in der alten Art eingerichtet und ausgestattet ist. Die bunt bemalten, wuchtig geformten Möbelstücke, in der Ecke der Lutherosen im bunten Glanz seiner Kacheln, mit der roten Ofenbank ringsherum, unterhalb der durch Zeit und Rauch braun gebeizten Balken der Zimmerdecke, die Schlüsselrahmen mit dem Heer der in allen Farben prunkenden Teller, Schüsseln und Kannen, auf dem Tisch die gestickte Decke, und hochgetürmt auf der Bettstatt die Masse der Kopfkissen mit den zeichnerisch und inhaltlich gleich bedeutenden Stickereien, dazu tief herabhängend das ebenfalls gestickte Leintuch, zwischen Kachelofen und Wand das sogenannte „Heluch“, auf dem Tisch selbst vielleicht ein mächtiger Strauß von Blumen aus dem Hausgärtlein - wir begreifen das Wort Michael Alberts, daß es kaum einen seligeren Ort geben könnte, als eine Bauernstube.

Die Volkstracht steht leichtbegreiflich auch unter dem Einfluß der Volkskunst, so fern die einzelnen Teile im Bauernhause selbst angefertigt wurden. Ursprünglich ist das durchaus der Fall gewesen, später, als die Handelsbeziehungen Stoffe und Tuche aus dem Westen und seidene Tücher aus dem Osten einführten, erfolgte immer noch die Anfertigung eines Teiles der Kleidung durch die sächsische Frau selbst, während heute nur noch die Stickereien des Hemdes, hin und wieder auch der Schürze in den Bereich des Hausfleißes gehören. Das Leibchen, das in manchen Gegenden den aus zartem Schaffell gefertigten Brustpelz abgelöst hat, wird ebenfalls mit hauptsächlich in Schwarz gehaltenen Stickereien geschmückt. Welchen Einfluß eine einzelne hochbegabte, künstlerische Persönlichkeit ausüben kann, beweisen die Stickereien auf den Brustpelzen, die der noch vor einigen Jahren am Leben weilende Burghüter von Stolzenburg vorgezeichnet hat. Mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit zeichnete er mit Feder und Tinte auf die weißgegerbte Unterseite der aus Lammfell zugeschnittenen Teile seine Blumenornamente, die einen seltenen Reichtum an Fantasie und Stilisierungskraft offenbaren. So fern, und wir wollen es von Herzen wünschen, das Brustpelzchen in Stolzenburg und auch weiterhin zu einem Hauptbestandteil der sächsischen Frauentracht gehören wird, werden die Zeichnungen des alten Burghüters dauernd als Vorbild benützt werden.

Wenn man alle Motive, die in der sächsischen Volkskunst angewendet wurden, zusammenstellt, so wird man keine besondere Fülle an einzelnen Vorwürfen finden, denn im Ganzen kann man nur wenige Haupttypen unterscheiden. Was aber die Ornamente der sächsischen Volkskunst vor allen Dingen auszeichnet, ist die wunderbar lebendige Fantasie, die es verstanden hat, die wenigen Motive in immer wieder neuer Zusammenstellung und Ausgestaltung zu verwenden und dabei von dem belebenden Mittel der Farbe sinnfrohen, feinabgestimmten Gebrauch zu machen.

Wenn ich a Baua waa

(Egerländer Volkslied)

Wenn ich a Baua waa, a reicha Baua
Möißt ma Bäuri du wean.
Wenn ich a Stoodherr waa, a feina Stoodherr,
Möißt a Stoodfrau du wean.
Ei au Bäuri owa Stoodfrau,
Ei au Bäuri owa Stoodfrau
Du bist ma Allalöists, ma herzis Schazel
Und di how i halt sua gean.

Ba unan Howanföld da stäiht a Opflbam,
Dea is Summaszeit sua grät.
Ba unan Howanföld dau stäiht a Bianbam,
Blöiht all Frölling wunnaschäi.
U dau langa weit afrona d'Öst,
U sia wa si mul a afs allabest.
Ba unan Howanföld
Den Bian- u Opflbam
Künna holt niat z'famm gäh.

Brauteinforderung

(Zips)

„Tugendfoume Songfer Braut!
Man schejn tausendfochen Gruß!
Därzu a glockselige Stund!
Euer Liebhouber Euch soga leecht
Farmohr aus Herzensgrond!
Har hot uns heißen eiln,
Nech long hie zu verweiln.
Har hot uns heißen komm' hieher,
Ober nech zu geihn von Euch leer,
Sondern breng' aus Euer keuschen Hond
U Zeichen Euerns Liebesfond,
Dos es a grines Kränzelein
Of an schneijweißen Tischelein,
Wos't Ihr en Eurer Songfernschoft

Arspport und älich erhoolden hot.
Wann'd Ihr nan dos nech onvertraut,
So sucht ar sich an ondre Braut.
Der Bräudijer stejht en Stiebel und Sporn
Und es gasonn', em a ondere Braut zu fohrn!"

Minnelied

(Siebenbürgen)

Et saß e kli wäld Bijeltchen
Af enem gränen Nästchen;
Et sang de ganz Wängternocht,
De Stämm de most em klängen.

„Säng ta mer mi, fäng ta mer mi,
Ta klennet wäldet Bijeltchen.
Ech wäll der schreiw en af denge Flijel
Mät gielem Guld uch gräner Sekt.“

BCU Cluj / Central University Library Cluj
„Halt ta deng Guld, halt ta deng Sekt,
Ech wäll der nemmi fängen;
Ech hän e kli wäld Bijeltchen
Und nemmest ka mich zwängen.“

„Gang ta eruef am defen Dues,
Der Reif wid dich uch dräcken.“
„Dräkt mech der Reif, der Reif äs kalt,
Frä Sann wid mich erquäcken.“

X Kinderlied, wenn ein Storch zu sehen ist

(Banat)

Sturke, Sturke, Steine,
Fliche üwe Weine,
Fliche üwe Glockehaus,
Schaue trei Phope raus.
Ti erschi spint Weite,

Ti zwati spint Seide,
 Ti tritti spint a robe Rock,
 For unse lime Herrgott.
 Kottl kehrt um te Brunne rum,
 Hat a klans Kind kfun.
 Wer wirlds taufe.
 Phare mit te Schauffl,
 Wer wird ti Windl wasch'n
 Krettl mit te klebe Tassl
 Klippl, klappl!

Rundschau

Zum Ferienhochschulkurs aus Volkskunde in Hermannstadt

Der auslanddeutschen Volkskunde gilt dieses Heft, die in diesen Tagen in Hermannstadt viele deutsche Männer und Frauen, hochgeschätzte und namhafte Gäste aus dem Deutschen Reich und aus unserem engeren Stammlande Luxemburg vereinigt. Ein Gruß soll es sein, eine kleine Festgabe, die in all ihrer Bescheidenheit doch Zeugnis ablegt von den Bestrebungen und Kräften, die auf diesem Gebiete in den östlichen deutschen Siedlungen wirksam sind. Es können naturgemäß nur Bruchstücke und Ausschnitte sein, die wir bieten; dahinter aber steht ein vielfältiges, reiches, quellendes Leben, für das uns gerade diese Kurse die Augen öffnen sollen. Aber das Wesen solcher auslanddeutscher Ferienkurse war in unseren Blättern bereits die Rede. Auch diesmal empfangen wir die Belehrung, die Zielsetzung und Ideenrichtung von den maßgebenden, führenden wissenschaftlichen Köpfen der deutschen Universitäten. Aber weniger als je darf dieser Volkskunde-Kurs bloß einseitige Belehrung sein, er soll Leben wecken und Leben fördern, soll geistige und seelische Zusammenarbeit darstellen zwischen den bodenständigen Kräften und den im Zentrum des deutschen Geisteslebens wirkenden und schaffenden Führern. Die Aufgaben und Ziele weisen sie, die Blickpunkte stellen sie hin: die Erfüllung dieses Rahmens für uns muß durch uns erfolgen, durch die treue und volknahе Forscherarbeit, die aus den Vorlesungen dieses Kurses neue Impulse erhalten soll, durch das Verständnis breiter Kreise für den höheren, über bloß wissenschaftliche Zwecke hinausgehenden Sinn dieser Arbeit.

Deutsche Volkskunde! Wer mag ihren Umfang, ihre Grenzen bestimmen? In einem weiteren Sinne ist jede Äußerung des deutschen Geistes und der deutschen Seele ein Teil dieser Volkskunde, ein Teil des unerschöpflichen Meeres, dessen Anfang und Ende wir nicht kennen, das Wellenberge und Schaumkronen emporgehoben hat und als ewiges mütterliches Element durch alle Phasen der deutschen Geschichte geht. Während

andere Wissenschaften die wandelnden Gestaltungen in der Zeit und in dem Raume zum Gegenstand nehmen, die ideellen und realen Ereignisse (so die Geschichte und die Kunstgeschichte im weitesten Sinn) - geht die Volkskunde auf den Urgrund all dieser Erscheinungen, das Bleibende, Tragende, sich nicht oder wenig Wandelnde, das zwar nicht so hoch reicht wie jene Gipfelleistungen der großen Einzelnen, dafür aber umso tiefer in die geheimsten mütterlichen Urzellen. Es ist der tiefste Sinn der Volkskunde, daß sie uns das Volk als etwas Einheitliches, Leztes, Metaphysisches begreifen lehrt, als ein organisches leiblich = seelisches Ganzes, das die Verbindung darstellt zwischen mannigfaltigsten Verschiedenheiten, gegensätzlichsten Polaritäten, die - je weiter sie auseinanderliegen, einen umso größeren Reichtum umschließen. Es ist kein Zufall, daß die Geburtsstunde der eigentlichen deutschen Volkskunde in die Geistesperiode der Romantik fällt, die zuerst den organischen Begriff des Volkstums und der Volksseele in weltanschaulicher Klarheit erfaßte. Auf diesen geistigen Urgrund muß lezlich alle Volkskundearbeit zurückgehen, so sehr sie die mühevollen Detail- und Kleinarbeit in den Kreis ihres Forschens einbezieht. Alle Lebensäußerungen, die sie erforscht, untersucht und darstellt dienen dazu, uns den Begriff des „Deutsehseins“ mit Inhalt zu erfüllen, ihn reicher, lebendiger, gegenständlicher zu machen. Das kann nicht die Wissenschaft allein, sie ist die dienende Halbschwester der ursprünglicheren Kunst, Philosophie und Religion. Aber gerade die Volkskunde kann die Kluft zwischen Intellekt und Seele, zwischen analytischem und intuitivem Denken ihrem Wesen nach am ehesten überbrücken.

Wenn wir die Volkskunde von der Geschichte der realen und geistigen Taten eines Volkes unterscheiden, so will das nicht einen Gegensatz zwischen diesen Wissenschaften statuieren, im Gegenteil, die Grenzen sind so verschwimmend, das jede klare Scheidung unmöglich wird. Gerade dies aber beweist uns die tiefen unzerstörbaren Zusammenhänge, die zwischen den großen, im eigentlichen Sinne geschichtemachenden Einzelnen und dem Urelement des Volkstums bestehen. Die Volkskunde zeigt uns auf Schritt und Tritt die tiefe gegenseitige Bedingtheit zwischen Volk und Einzelnem, die unaufhörlichen Wechselwirkungen, die hin und wieder gehen. Wie jeder große Einzelne nicht loszulösen ist von der Grundlage seines Volkes, wie wir gerade in den gewaltigsten Leistungen z. B. der Kunst den Nährstrom aus den untergründigsten Quellen des Volksmythos am deutlichsten erkennen (in dem Nibelungenepos, dem Faust und der Matthäuspasion), ebenso finden wir im Schooß des Volkes untergegangene Schätze des Kunstschaffens treu aufbewahrt, wovon das alte „Spiel vom König und dem Tod“, das unser Heft eröffnet, nur eines unter tausend Beispielen ist. Was hier an dem Beispiel der Dichtkunst gezeigt wird, läßt sich auch auf anderen Gebieten der Volkskunde nachweisen. Es herrscht ein unaufhörliches Steigen und Sinken, ein „Wallen und Weben, ein quellend Leben“ und nur so lange diese Ströme, wie die Säfte in einem Organismus, kreisen, können wir von einem Volke im eigentlichen Sinne sprechen. Die Volkskunde hat die wesentliche Aufgabe, diese Wechselwirkung in ihrer ganzen ungeheuren Bedeutung zu erfassen und darzustellen und damit die Verbindung zwischen Geist und Leben, Krone und Wurzel, ohne die ein Volk nichts ist, zu kräftigen.

Von auslanddeutscher Volkskunde handelt dieses Heft. Bestimmte Sonderarten des deutschen Wesens, die sich unter eigentümlichen Bedingungen schicksalhaft entwickelt haben, stehen im Blickfeld. So eigentümlich jedoch die Abwandlungen sind: das Grundwesen ist deutsch, und wir können sagen: nur in dem Maße als es deutsch ist, können wir von dem feilischen Reichtum einer auslanddeutschen Siedlung sprechen. Auf je mehr Gebieten sich das aus dem Stammlande mitgebrachte Wesen durchsetzen und seinen Stempel ausdrücken konnte, umso weiter reicht der feilische Umfang dieses Volksteiles; je tiefer das Wesen dieses Volksteiles an die Mitte des deutschen Wesens heranreicht, umso sicherer gegründet sein Bestand. Gerade in auslanddeutschen Volksteilen ist soviel uraltes köstliches Erbgut lebendig (in Sprache, Sitte, Tracht, Volkskunst,) das noch nahe den frischen Quellen des Volkstums steht, die zur Einwanderungszeit reicher sprangen, als in unseren Jahrhunderten der zersetzenden Zivilisation. Diese Güter bewahrt zu haben, ist der schönste Ruhm und zugleich das sicherste Zeichen völkischer Gesundheit bei unseren Siedlungen; uns die Augen für ihren Wert und ihre Schönheit zu öffnen, damit beizutragen zur Bewahrung unserer Art, auf der allein unser Schicksal ruht, die vornehmste Aufgabe auslanddeutscher Volkskunde, die wiederum über die wissenschaftlichen Ziele weit hinausgeht. Der wesentliche Gehalt unseres Volkserbes ist deutsch; das Fremde daran ist bloß Färbung, bloß äußerer Einfluß, der allerdings den Reiz noch erhöht. An diesem reizvollen Farbenspiel wird jeder Forscher seine Freude haben, gerade wenn er sich des tiefsten Verankertseins seines Volkstums im Deutschtum bewußt ist. Im Wesentlichen ist für uns Volkskundearbeit gleichbedeutend mit Dienst am Deutschtum, und zwar, wie wir hinzufügen, eine der wirksamsten und fruchtbarsten Arten dieses Dienstes.

Dies wäre der Sinn der Volkskunde für uns, uns Laien, wie er sich einem Laien darstellt. Wir Siebenbürger Sachsen können für uns freudig feststellen, daß dieser überwissenschaftliche Sinn der Volkskunde unsere Gelehrten - unbeschadet ihrer wissenschaftlichen Exaktheit - bei ihren Arbeiten beseelt und geleitet hat. Für die besten unter ihnen war von jeher der Sinn ihrer wissenschaftlichen Arbeit: Dienst am Volksganzen. So ist es auch bei den übrigen ostlanddeutschen Siedlungen gewesen, wo Wissenschaft, Bildung und Volkstumsarbeit aufs innigste zusammenwirkten. Der Ferienhochschulkurs aus Volkskunde stellt keine Angelegenheit gelehrter Fachkreise dar, sondern berührt Fragen, die uns alle aufs tiefste angehen, an denen jeder Einzelne teil hat, soferne er sich als ein Glied im Volksganzen - seines eigenen kleinen Volkes und des großen deutschen Muttervolkes - betrachtet.

Dr. Konrad Haubächer - Hermannstadt.

B ü c h e r s c h a u

A d o l f S c h u l l e r u s: Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde im Umriß. Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig 1926.

Wer unser Völkchen wirklich kennen lernen will - und nicht nur oberflächlich, wer

in die Tiefen der Volksseele steigen, die ganze Breite ihrer Erscheinungsformen lebendig vor sich erstehen lassen will: der greife zu diesem Buch. Vor allem wir selbst, wir Siebenbürger Sachsen, können darin den treuesten Spiegel unserer Seins- und Wesensart finden, die uns in runder Geschlossenheit daraus entgegentritt. Freudig erstaunt gewahren wir den Reichtum dieses Wesens. Das Werk ist nur ein knapper Auszug aus einem größeren, in Vorbereitung befindlichen des Verfassers, (mehrere Abschnitte mußten ganz wegbleiben) - und doch welche Fülle umschließt es! Vier große Abteilungen schildern „die äußere Erscheinung, das Leben im Hause, das Leben in der Gemeinschaft, das geistige Leben“. Aus einer Fülle von Einzelheiten, die in jahrzehntelanger mühevoller Forscher- und Sammlerarbeit gewonnen wurden, setzt sich das Bild zusammen, das sich zum organischen Ganzen fügt, ergibt sich die Volkspersönlichkeit, die in all ihren verschiedenen Äußerungsformen aus einem Guß ist. Ohne direktes psychologisches Verfahren stellt das Werk doch die reichste, umfanglichste Psychologie unseres Volkes dar, eine Psychologie nicht durch Analyse und Reflexion, sondern durch die sinnvoll dargestellten und verarbeiteten Fakta, eine anschauliche Psychologie, deren Resultate sich von selbst ergeben. In diesem Sinne ist das Verfahren dem des Künstlers verwandt, nur daß das Material die schlichte Tatsächlichkeit, die Ausdruckweise die begrifflich-wissenschaftliche ist (übrigens jedem Laien verständlich).

Es ist ganz unmöglich, hier auf die einzelnen Abschnitte wenn auch nur flüchtig einzugehen. Als besonders reich und lebensvoll möchten wir jedoch den über „das Leben in der Gemeinschaft“ hervorheben, auch weil es uns charakteristisch erscheint, daß gerade das Gemeinschaftsleben bei uns Sachsen so außerordentlich entwickelt ist. Es dürfte sich heutzutage schwerlich ein anderer deutscher Volkspolster finden lassen, in dem das gesamte Leben durch Sitte und Brauch, durch feste Organisationsformen so geregelt ist, daß das Leben des Einzelnen durch die Gemeinschaft in seinen Grundzügen vorgezeichnet erscheint. Während aber eine zu straffe Organisation leicht zur Erstarrung, zur Hemmung der natürlichen Entwicklung der Einzelkräfte führen kann, ist sie bei uns gerade Form und Gefäß für das reichste pulsende Leben. Man lese die Abschnitte über Geburt und Taufe, Verlobung und Hochzeit, Tod und Begräbnis, über das gesellige Leben (vor allem die Fastnacht), um zu erkennen, daß gerade durch die treu erhaltenen Bräuche sich eine Ursprünglichkeit und Frische in übersäumender Luft und hartem Ernst erhalten konnte, die bei einem individualistisch zerlegten Volkskörper längst der zivilisationsmäßigen Nivelierung gewichen wäre. Fast durchwegs gehen diese Bräuche und Organisationen auf altgermanische Vorstellungen und Gemeinschaftsformen zurück und wieder zeigt es sich, wie unzerstörbar und gleichzeitig wie segensreich solche natürlich gewachsenen Formen sind. Uraltes Erbgut aus dem rheinischen Stammland hat sich vermöge dieser Formen hier in fremder Umgebung erhalten, die Seele des Einzelnen formend und bereichernd und der Scholle und der Gemeinschaft aufs tiefste verbindend. Durch manches dünne Mäntelchen blickt dieser urdeutsche Kern hindurch, der sich in Ethik und Religion, in Kunst und sozialem Wesen gleicherweise äußert.

Kein Idealbild entwirft diese Volkskunde, aber das ungeschminkte Bild eines Volkes, das in sich gesund und ebel erscheint, zu dem wir uns voll Stolz bekennen

dürfen. So erfüllt es die Aufgabe, die Schullerus selbst in früherer Zeit der siebenbürgisch-sächsischen Volkskunde gesetzt hatte: „Dem Volke ein Quell zu sein, in dem es sein eigenes Bild erkennt, aus dem es immer wieder Auffrischung seines Volkslebens schöpfen mag.“ Eine reiche Lebensarbeit steht hinter diesem Werke, eine Lebensarbeit, die sich bereits in mehreren großen Arbeiten des Verfassers, vor allem dem „Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch“ ausgedrückt hat. Es ist das gleiche Material, das hier in der „Volkskunde“ verarbeitet wird, aber in sachlicher Systematik und für einen breiten Leserkreis bestimmt. Möge sich dieser Leserkreis sowohl hier bei uns, als draußen im Reiche finden!

Dr. Emil Lehmann: Sudetendeutsche Volkskunde. Mit 38 Abbildungen auf 24 Tafeln. 1926. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

Unter Förderung durch die Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung in Reichenberg unternimmt im vorliegenden schönen und anziehend geschriebenen Buch ein durch zahlreiche gebiegene heimatkundliche Vorarbeiten Berufener den Versuch einer zusammenfassenden und übersichtlichen Volkskunde der vier in Deutschböhmen sesshaften deutschen Stämme, die eigentlich als vorgeschobene Grenzglieder großer deutscher Nachbarstämme zu gelten haben. Es sind die Bayern und Oberpfälzer, die Sachsen und die Schlesier, die der Reihe nach im Böhmerwald und Egerland, in Nordwest- und in Nordostböhmen die böhmischen Randgebiete kolonisiert haben, wie denn auch in den deutschen Volksinseln Mährens und im vormaligen Osterreichisch-Schlesien verschiedenes deutsches Stammestum zusammengelassen ist. Die Aufgabe des Verfassers war insofern eine besonders schwierige, als doch die besondere Stammesart aller dieser Volksgruppen in vielen Stücken noch deutlich fortbesteht und einer zusammenfassenden Schilderung zu widerstreben schien; wo es anging, hat die Darstellung auf solche Unterschiede, die besonders im Siedlungs- und Hauswesen, in den Volkstrachten und der volkstümlichen Arbeit zutage treten, auch tatsächlich Rücksicht genommen. In den Anmerkungen ist das reiche Schrifttum, auf das sich die Darstellung überall stützt, gewissenhaft angeführt. Das Buch ist mit Recht dem verdienstvollen Begründer der deutschböhmisches Volkskunde Prof. Dr. Adolf Hauffen in Prag gewidmet, von dessen Werk „Grundzüge der deutschböhmisches Volkskunde“ (Prag 1896) die große volkskundliche Arbeit für Deutschböhmen ausgegangen ist, die von einer großen Zahl begeisterter Arbeiter unter der zielbewußten Leitung Hauffens in einem Zeitraum eines Menschenalters geleistet wurde.

Druckfehlerberichtigung.

Auf Seite 354 soll es unter dem Titel des Liedes richtig heißen: Nordmährisches Volkslied.

Inhalt

Das Sptel vom König und vom Lob.

Die Aufgaben grenz- und auslanddeutscher Volkskunde. Von Dr. Emil Lehmann, Turn-Teplitz (Böhmen).

Rechtsordnung und Rechtsbrauch unter den Siebenbürger Sachsen. Von D. Dr. Adolf Schullerus, Hermannstadt.

Weihnachtslied. (Sglauer Sprachinsel).

Volkskundliche Forschung in der Sprachinsel. Von Walter Kuhn, Bielitz (Polen).

Das Selseralm-Lied. (Südtirol).

Zur Geschichte der Volkskundebeforschung in Luxemburg. Von Leo Senninger, Münsbach (Luxemburg).

Ich wollt wenn's Kohlen schneit. (Nordmährisches Volkslied).

Die Motive der siebenbürgisch-sächsischen Volkskunst. Von D. Dr. Viktor Roth, Mühlbach.

Wenn ich a Baua waa (Egerländer Volkslied.)

Brauteinforderung. (Zips).

Minnelied. (Siebenbürgen).

Kinderslied, wenn ein Storch zu sehen ist. (Banat).

Rundschau: Zum Ferienhochschulkurs aus Volkskunde in Hermannstadt. Von Dr. Konrad Nussbächer, Hermannstadt.

Bücherchau. BCU Cluj / Central University Library Cluj

Herausgeber: Dr. Richard Esakt - Hermannstadt

Schriftleiter: Dr. Konrad Nussbächer - Hermannstadt

Ostland - Verlag, Hermannstadt

Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2-3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0.90 R.M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4.50 R.M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.M., für Österreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7.50. Umliegende Länder können über Wien die Zahlung leisten.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkasse, die Bobenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Raiffeisenbank, Berlin, W. 9, Köthenerstraße 39-41. In Österreich an die Centralbank der deutschen Sparkassen, Wien I, Am Hof. (Zahlung durch Posterslagschein möglich).